Agathon.

Quid Virtus et quid Sapientia possit.

Dritter Theil.

Mit allerhöchst = gnädigst Kayserl. Privilegio.

Carlsruhe,
bey Christian Gottlieb Schmieder.
1785.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische Staatsbibliothek München

Agathon.

Fortsezung des achten Buchs.

Fünftes Kapitel.

Schwachheit des Agathon; unverhoffter Zufall, der seine Entschliessungen bestimmt.

Wir kommen zu unserm Agathon zurück, den wir zu Ende des vierten Kapitels auf dem Wege nach dem Haven von Smyrna verlassen haben.

Man konnte nicht entschlossener seyn, als er war, das erste Fahrzeug, das zum Auslauffen fertig liegen würde, zu besteigen, und hätte es ihn auch zu den Antipoden führen sollen. Allein — so groß ist die Schwäche des menschlichen Herzens! — Da er angelangt war, und eine Menge von Schiffen vor den Augen hatte, welche nur auf das Zeichen den Anker zu heben warteten: so hätte wenig gefehlt, daß er wieder umgekehrt wäre, um, anstatt vor der schönen Danae zu fliehen, ihr mit aller Sehnsucht eines entflammten Liebhabers in die Arme zu fliegen.

Doch, wir wollen billig seyn! Eine Danae verdiente wohl, daß ihn der Entschluß, sie zu verlassen, mehr als einen flüchtigen Seufzer kostete; und es war sehr natürlich, daß er, im Begriff seinen tugendhaften Vorsaz ins Werk zu sezen, einen Blick ins Vergangene zurückwarf, und sich diese Glückseligkeiten lebhafter vorstellte, denen er nun freywillig entsagen wollte, um sich von neuem, als ein im Ocean der Welt herumtreibender Verbannter, den Zufällen einer ungewissen Zukunft auszusezen. Dieser lezte Gedanke machte ihn stuzen; aber er wurde bald von andern Vorstellungen verdrängt, die sein gefühlvolles Herz weit stärker rührten als alles was ihn allein und unmittelbar angieng. Er sezte sich an die Stelle der Danae. Er malte sich ihren Schmerz vor, wenn sie bey ihrer Wiederkunft seine Flucht erfahren würde. Sie hatte ihn so zärtlich geliebt! Alles Böse, was ihm Hippias von ihr gesagt, alles was er selbst hinzugedacht hatte, konnte in diesem Augenblicke die Stimme des Gefühls nicht übertäuben, welches ihn überzeugte, daß er wahrhaftig geliebt worden war. Wenn die Grösse unsrer Liebe das natürliche Maas unsrer Schmerzen über den Verlust des Geliebten ist, wie unglücklich mußte Danae werden! Das Mitleiden, welches diese Vorstellung in ihm erregte, machte sie wieder zu einem interessanten Gegenstand für sein Herz. Ihr Bild stellte sich ihm wieder mit allen den Reizungen dar, deren zauberische Gewalt er

si

so oft erfahren hatte. Was für Erinnerungen! Er konnte sich nicht erwehren, ihnen etliche Augenblicke nachzuhängen; und mit jedem fühlte er weniger Kraft, sich wieder davon loszureissen. Seine schon halb überwundene Seele widerstand noch, aber immer schwächer. Amor, um desto gewisser zu siegen, verbarg sich unter die rührende Gestalt des Mitleidens, der Großmuth, der Dankbarkeit. — Wie? er sollte eine so inbrünstige Liebe mit so schnödem Undank erwiedern? Einer Geliebten, in dem Augenblick, da sie in die getreuen Arme eines Freundes zurückzueilen glaubt, *einen* Dolch in diesen Busen stosen, welcher sich von Zärtlichkeit überwallend an den seinigen drükken will? Sie verlassen, sich heimlich von ihr hinwegstehlen? Würde sie den Tod von seiner Hand, in Vergleichung mit einer solchen Grausamkeit, nicht als eine Wohlthat angenommen haben? So würde es ihm gewesen seyn, wenn er sich an ihren Plaz sezte; und dieß thut die Leidenschaft allezeit, wenn sie ihren Vortheil dabey findet.

Allen diesen zärtlichen Bildern stellte sein gefaßter Entschluß zwar die Gründe, welche wir kennen, entgegen: Aber diese Gründe hatten von dem Augenblicke an, da sich sein Herz wieder auf die Seite der schönen Feindin seiner Tugend neigte, die Hälfte von ihrer Stärke verlohren. Die Gefahr war dringend: jede Minute entscheidend. Denn die Wiederkunft der Danae war ungewiß; und es ist nicht zu zweifeln, daß sie, wofern sie

noch zu rechter Zeit angelangt wäre, Mittel gefunden hätte, alle die widrigen Eindrücke der Verrätherey des Sophisten aus einem Herzen auszulöschen, welches so viel Vortheil dabey hatte, sie unschuldig zu finden.

Ein glücklicher Zufall — Doch, warum wollen wir dem Zufall zuschreiben, was uns beweisen sollte, daß eine unsichtbare Macht ist, welche sich immer bereit zeigt, der sinkenden Tugend die Hand zu reichen? — Eine wohlthätige Schickung also fügte es, daß Agathon in diesem zweifelhaften Augenblick, unter dem Gedränge der Fremden, welche die Handelschaft von allen Weltgegenden her nach Smyrna führten, einen Mann erblickte, den er zu Athen vertraulich gekannt und durch beträchtliche Dienstleistungen sich zu verbinden Gelegenheit gehabt hatte. Es war ein Kaufmann von Syrakus, der mit den Geschicklichkeiten seiner Profession einen rechtschaffenen Charakter, und (was bey den Griechen weniger selten war als bey uns) mit beyden die Liebe der Musen verband; eine Eigenschaft, welche ihn dem Agathon desto angenehmer, so wie sie ihn desto fähiger gemacht hatte, den Werth Agathons zu schäzen. Der Syrakusaner bezeugte die lebhafteste Freude über eine so unverhoffte Zusammenkunft, und bot unserm Helden seine Dienste mit derjenigen Art an, welche beweißt, daß man begierig ist, sie angenommen zu sehen; denn Agathons Verbannung von Athen war eine zu bekannte Sache, als daß sie in irgend einem Theile von Griechenland hätte unbekannt seyn können.

Nach einigen Fragen und Gegenfragen, wie sie unter Freunden gewöhnlich sind, die sich nach einer geraumen Trennung unvermuthet zusammen finden, berichtete ihm der Kaufmann als eine Neuigkeit, welche die Aufmerksamkeit aller Europäischen Griechen beschäfftige, die ausserordentliche Gunst, worinn Plato bey dem jüngern Dionysius zu Syrakus stehe; die philosophische Bekehrung dieses Prinzen; und die grossen Erwartungen, mit welchen Sicilien den glückseligen Zeiten entgegen sehe, die eine so wundervolle Veränderung verspreche. Er endigte damit, daß er den Agathon einlud, wofern ihn keine andre Gelegenheit in Smyrna zurückhielte, ihn nach Syrakus zu begleiten, welches im Begriff sey, ein Sammelplaz der Weisesten und Tugendhaftesten zu werden; und meldete ihm dabey, daß sein Schiff bereit sey, noch diesen Abend abzusegeln.

Ein Funke, der in eine Pulvermine fällt, richtet keine plözlichere Entzündung an, als die Revolution war, die bey dieser Nachricht in unserm Helden vorgieng. Seine ganze Seele loderte, wenn wir so sagen können, in einen einzigen Gedanken auf. Aber was für ein Gedanke war das! — Plato, ein Freund des Dionysius! — Dionysius, berüchtiget durch die ausschweifendeste Lebensart, in welche sich eine durch unumschränkte Gewalt übermüthig gemachte Jugend dahin stürzen kann, Dionysius der Tyrann, ein Liebhaber der Philosophie, ein Lehrling der Tugend! — Und Agathon sollte die Blüthe seines Lebens in müssiger Wollust ver-

derben lassen? Sollte nicht eilen, dem göttlichen Weisen, dessen erhabene Lehren er zu Athen so rühmlich auszuüben angefangen hatte, das glorreiche Werk vollenden zu helfen, einen zügellosen Tyrannen in einen guten Fürsten zu verwandeln, und die Glückseligkeit einer ganzen Nation zu befestigen? — Was für Arbeiten! was für Aussichten für eine Seele wie die seinige! Sein ganzes Herz wallte ihnen entgegen. Er fühlte wieder, daß er Agathon war; fühlte diese moralische Lebenskraft wieder, die uns Muth und Begierden giebt, uns zu einer edeln Bestimmung gebohren zu glauben, und diese Achtung für sich selbst, welche eine von den stärksten Schwingfedern der Tugend ist. Nun brauchte es keinen Kampf, keine Bestrebung mehr, sich von Danae loszureissen, um mit allem Feuer eines Liebhabers, der nach einer langen Trennung zu seiner Geliebten zurückeilt, sich wieder in die Arme der Tugend zu werfen. Sein Freund von Syrakus hatte keine Ueberredungen vonnöthen; Agathon nahm sein Anerbieten mit der lebhaftesten Freude an. Da er von allen Geschenken, womit ihn die freygebige Danae überhäuft hatte, nichts behalten wollte, als das wenige, was zu den Bedürfnissen seiner Reise unentbehrlich war, so brauchte er wenig Zeit, um reisefertig zu seyn. Die günstigen Winde schwellten die Segel, welche ihn aus dem verderblichen Smyrna entfernten; und so herrlich war der Triumph, den die Tugend in dieser glücklichen Stunde über ihre

Geg=

Gegnerin erhielt, daß er die anmuthsvollen asiatischen Ufer aus seinen Augen verschwinden sah, ohne den Abschied, den er auf ewig von ihnen nahm, nur mit einer einzigen Thräne zu zieren.

So? — Und was wurde nun (hör' ich irgend eine junge Schöne fragen, der ihr Herz sagt, daß sie es der Tugend nicht verzeihen würde, wenn sie ihr ihren Liebhaber so unbarmherzig entführen wollte) — „was wurde nun aus der armen Danae?“ — Ach! von dieser war izt die Rede nicht mehr! „— Und der tugendhafte Agathon bekümmerte sich so wenig darum, ob seine Untreue ein Herz, welches ihn glücklich gemacht hatte, in Stücken brechen werde oder nicht?“ — Aber, meine schöne Freundin, was hätte er thun sollen, nachdem er nun einmal entschlossen war? Um nach Syrakus zu gehen, mußte er Smyrna verlassen; und nach Syrakus mußte er doch gehen, wenn Sie alle Umstände unpartheyisch in Betrachtung ziehen. Oder wollten Sie lieber, daß ein Agathon sein ganzes Leben wie ein Veneris passerculus (lassen Sie Sich das von ihrem Liebhaber verdeutschen) am Busen der zärtlichen Danae hätte hinwegbuhlen sollen? Und sie nach Syrakus mitzunehmen, was aus mehr als einer Ursache nicht zu rathen, gesezt auch, daß sie um seinetwillen Smyrna hätte verlassen wollen. Oder meynen Sie vielleicht, er hätte warten und die Einwilligung seiner Freundin zu erhalten suchen sollen?

Dieß wäre alles gewesen, was er hätte thun können, wenn er die Absicht gehabt hätte, da zu bleiben. Alles wohl überlegt, konnte er also, däucht uns, weder mehr noch weniger thun als er that. Er hinterließ ein Briefchen, worinn er ihr sein Vorhaben mit einer Aufrichtigkeit entdeckte, welche zugleich die Rechtfertigung desselben ausmacht. Er spottete ihrer nicht durch Liebesversicherungen, welche der Widerspruch mit seinem Betragen beleidigend gemacht hätte; hingegen erinnerte er sich dessen, was sie um ihn verdient hatte, zu wohl, um sie durch Vorwürfe zu kränken. Gleichwohl entwischte ihm beym Schluß ein Ausdruck, den er vermuthlich großmüthig genug gewesen wäre wieder auszulöschen, wenn er Zeit gehabt hätte, sich zu bedenken. Denn er endigte sein Briefchen damit, daß er ihr sagte: „er hoffe, die Hälfte der Stärke des Gemüths, womit sie den Verlust eines Alcibiades ertragen und den Armen eines Hyacinths sich entrissen habe, werde mehr als hinlänglich seyn, ihr seine Entfernung in kurzem gleichgültig zu machen. Wie leicht (sezte er hinzu) kann Danae einen Liebhaber missen, da es nur von ihr abhängt, mit einem einzigen Blicke so viele Sclaven zu machen, als sie haben will!“ — Dieß war allerdings ein wenig grausam! Aber die Gemüthsverfassung, worinn er sich damals befand, war nicht ruhig genug, um ihn fühlen zu lassen, wie viel er damit sagte.

Und so endigte sich also die Liebesgeschichte des Agathon und der schönen Danae. — Und so, meine schöne Leserinnen, so haben sich noch alle Liebesgeschichten geendigt, und so werden sich auch künftig alle endigen, welche — so angefangen haben.

Sechstes Kapitel.

Betrachtungen, Schlüsse, und Vorsäze.

Wer aus den Fehlern, welche von andern vor ihm gemacht worden oder noch täglich um ihn her gemacht werden, die Kunst lernte, selbst keine zu machen, würde unstreitig den Namen des Weisesten unter den Menschen mit grösserm Recht verdienen als Confucius, Sokrates oder König Salomon, welcher lezte, wider den gewöhnlichen Lauf der Natur, seine grösseste Thorheiten in einem Alter begieng, worinn die meisten von den ihrigen zurückkommen. Unterdessen, bis diese Kunst erfunden seyn wird, däucht uns, man könne denjenigen immer für weise gelten lassen, der die wenigsten Fehler macht, am bäldesten davon zurückkömmt, und sich gewisse Maasregeln für zukünf-

tige Fälle daraus zieht, mittelst deren er hoffen kann, künftig weniger zu fehlen.

Ob und in wie fern Agathon dieses Prädikat verdiene, mögen unsre Leser zu seiner Zeit selbst entscheiden. Wir unsers Ortes haben in keinerley Absicht einiges Interesse ihn besser zu machen, als er in der That war; wir geben ihn für das, was er ist; wir werden mit der bisher beobachteten historischen Treue fortfahren, seine Geschichte zu erzählen; und versichern ein für allemal, daß wir nichts dafür können, wenn er nicht allemal so handelt, wie wir vielleicht selbst hätten wünschen mögen, daß er gehandelt hätte.

Er hatte während seiner Ueberfahrt nach Sicilien, welche durch keinen widrigen Zufall beunruhiget wurde, Zeit genug, Betrachtungen über das, was zu Smyrna mit ihm vorgegangen war, anzustellen. „Wie? rufen hier einige Leser, schon wieder Betrachtungen?“ Allerdings; in seiner Lage würde es ihm nicht zu vergeben gewesen seyn, wenn er keine angestellt hätte. Desto schlimmer für euch, wenn ihr, bey gewissen Gelegenheiten, nicht so gerne mit euch selbst redet als Agathon! — Vielleicht würdet ihr sehr wohl thun, ihm diese kleine Gewohnheit abzulernen.

Es ist für einen Agathon nicht so leicht, als für manchen andern, die Erinnerung einer begangenen Thorheit von sich abzuschütteln. Braucht es mehr als einen einzigen Fehltritt, um den Glanz

des schönsten Lebens zu verdunkeln? Wie verdrießlich ist es schon, wenn wir an einem Meisterstücke der Kunst, an einem Gemälde oder Gedichte zum Exempel, Fehler finden, welche sich nicht verbessern lassen, ohne das Ganze zu vernichten? Wie viel verdrießlicher, wenn es nur ein einziger Fehler ist, der dem schönen Ganzen die Ehre der Vollkommenheit raubt? Ein Gefühl von dieser Art war schmerzhaft genug, um unsern Mann zu vermögen, über die Ursachen seines Falles schärfer nachzudenken. Wie erröthete er izt vor sich selbst, da er sich der allzutrozigen Herausforderung erinnerte, wodurch er ehmals den Hippias gereizt, und gewissermaasen berechtiget hatte, den Versuch an ihm zu machen, ob es eine Tugend gebe, welche die Probe der stärksten und schlauesten Verführung aushalte! Was machte ihn damals so zuversichtlich? Die Erinnerung des Sieges, den er über die Priesterin zu Delphi erhalten hatte? Oder das gegenwärtige Bewußtseyn der Gleichgültigkeit, worinn er bey den Reizungen der jungen Cyane geblieben war? Die Erfahrung, daß die Versuchungen, welche seiner Unschuld im Hause des Sophisten auf allen Seiten nachstellten, ihn weniger versucht als empört hatten; der Abscheu vor den Grundsäzen des Hippias, und das Vertrauen auf die eigenthümliche Stärke der seinigen? — Aber, war es eine Folge, daß derjenige, der etlichemal gesiegt hatte, niemals überwunden werden könne? War nicht eine Danae möglich, welche das aus-

zuführen geschickt war, was die Pythia, was die thrazischen Bacchantinnen, was Cyane und vielleicht alle Schönen im Serail des Königs von Persien nicht vermocht hätten? — Und was für Ursache hatte er, sich auf die Stärke seiner Grundsäze zu verlassen? — Auch in diesem Stücke schwebte er in einem subtilen Selbstbetrug, den ihm vielleicht nur die Erfahrung sichtbar machen konnte. Entzückt von der Idee der Tugend, ließ er sich nicht träumen, daß das Gegentheil dieser intellectualischen Schönheit jemals Reize für seine Seele haben könnte. Die Erfahrung mußte ihn belehren, wie betrüglich unsere Ideen sind, wenn wir sie unvorsichtig realisiren. Betrachtet die Tugend in sich selbst, in ihrer höchsten Vollkommenheit, so ist sie gottlich, ja (nach dem kühnen, aber richtigen Ausdruck eines vortrefflichen Schriftstellers) die Gottheit selbst.*) Aber welcher Sterbliche ist berechtigt, auf die allmächtige Stärke dieser idealischen Tugend zu trozen? Es kommt bey einem jeden darauf an, wie viel die seinige vermag. Was ist häßlicher als die Idee des Lasters? Agathon glaubte sich auf die Unmöglichkeit, es jemals liebenswürdig zu finden, verlassen zu können, und

*) Mieux on connoit la vertu, plus on l'aime: on se prosterneroit devant elle, on l'adoreroit, si elle étoit personifiée; et elle le seroit aux yeux d'un mortel, à qui Dieu se rendroit visible. Les Moeurs, P. I. ch. 3.

und betrog sich, — weil er nicht daran dachte, daß es ein zweifelhaftes Licht giebt, worinn die Grenzen der Tugend und der Untugend schwimmen; worinn Schönheit und Grazien dem Laster einen Glanz mittheilen, der seine Häßlichkeit übergüldet, der ihm sogar die Farben und Anmuth der Tugend giebt; und daß es allzuleicht ist, in dieser verführerischen Dämmerung sich aus dem Bezirke der leztern in eine unmerkliche Spirallinie zu verliehren, deren Mittelpunkt ein süsses Vergessen unsrer selbst und unsrer Pflichten ist.

Von dieser Betrachtung, welche unsern Helden die Nothwendigkeit eines behutsamen Mißtrauens in die Stärke guter Grundsäze lehrte, gieng er zu einer andern über, die ihn von der wenigen Sicherheit überzeugte, welche sich unsre Seele in diesem Zustand eines herrschenden moralischen Enthusiasmus versprechen kann, wie derjenige war, worinn die seinige in dem feingewebten Neze der schönen Danae gefangen wurde. Er rief alle Umstände in sein Gemüth zurück, welche zusammen gekommen waren, ihm diese reizungsvolle Schwärmerey so natürlich zu machen; und erinnerte der verschiedenen Gefahren, denen er sich dadurch ausgesezt gesehen hatte. Zu Delphi fehlte es wenig, daß sie ihn den Nachstellungen eines verkappten Apollo preis gegeben hätte. Zu Athen hatte sie ihn seinen arglistigen Feinden würklich in die Hände geliefert. Doch, aus diesen beyden Gefahren hatte er seine Tugend davon gebracht; ein unschäzba-

res Kleinod, dessen Besiz ihn gegen den Verlust alles andern, was ein Günstling des Glückes verliehren kann, unempfindlich gemacht hatte. Aber durch eben diesen Enthusiasmus unterlag sie endlich den Verführungen seines eignen Herzens eben so wohl als den Kunstgriffen der schönen Danae. War nicht dieses zauberische Licht, welches seine Einbildungskraft gewohnt war, über alles, was mit seinen Ideen übereinstimmte, auszubreiten; war nicht diese unvermerkte Unterschiebung des Idealen an die Stelle des Würklichen, die wahre Ursache, warum Danae einen so ausserordentlichen Eindruck auf sein Herz machte? War es nicht diese begeisterte Liebe zum Schönen, unter deren schimmernden Flügeln verborgen die Leidenschaft mit sanftschleichendem Fortgang sich endlich durch seine ganze Seele ausbreitete? War es nicht die lange Gewohnheit, sich mit süssen Empfindungen zu nähren, was sie unvermerkt erweichte, um desto schneller an einer so schönen Flamme dahinzuschmelzen? Mußte nicht der Hang zu phantasirten Entzükkungen, so geistig auch immer ihre Gegenstände seyn mochten, endlich nach denenjenigen lüstern machen, von welchen ihm ein unbekanntes, verworrenes, aber desto lebhafteres innerliches Gefühl den würklichen Genuß dieser vollkommensten Wonne versprach, wovon bisher nur vorüberblizende Ahnungen seine Einbildung berührt, aber selbst durch diese leichte Berührung ihn schon ausser sich selbst gesezt hatten? Hier erinnerte sich Agathon der Einwürfe, welche ihm Hippias gegen diesen Enthusiasmus, und diejenige

Art

Art von Philosophie, die ihn hervorbringt und unterhält, gemacht hatte; und befand sie izt mit seiner Erfahrung so übreinstimmend, als sie ihm damals falsch und ungereimt vorgekommen waren. Er fand sich desto geneigter, der Meynung des Sophisten, von dem Ursprung und der wahren Beschaffenheit dieser hochfliegenden Begeisterung, Beyfall zu geben; da er sich, seitdem er sie in den Armen der schönen Danae verlohren hatte, so wenig wieder in sie hineinzusezen vermochte, daß selbst das wieder erwachte Gefühl für die Tugend weder seinen sittlichen Ideen den ehmaligen Glanz wiedergeben, noch die dichterische Metaphysik der Orphischen Sekte wieder in die vorige Achtung bey ihm sezen konnte. Er glaubte, durch die Erfahrung überwiesen zu seyn, daß dieses innerliche Gefühl, durch dessen Zeugniß er die Schlüsse des Sophisten zu entkräften vermeynt hatte, nur ein sehr zweydeutiges Kennzeichen der Wahrheit sey. Hippias könnte vielleicht eben so viel Recht haben, seinen thierischen Materialismus und seine verderbliche Moral, als die Theosophen ihre geheimnißvolle Geisterlehre, durch die Stimme innerlicher Gefühle und Erfahrungen zu authorisiren; und vielleicht sey allein dem verschiednen Schwung unsrer Einbildungskraft beyzumessen, wenn wir uns zu einer Zeit geneigter fühlen, uns mit den Göttern, zu einer andern mit den Thieren verwandt zu glauben; — wenn uns zu einer Zeit alles sich in einem ernsthaften, und schwärzlichten, zu einer andern alles in ei-

nem fröhlichen Lichte darstellt; — wenn wir izt kein wahres und gründliches Vergnügen kennen, als uns mit stolzer Verschmähung der irdischen Dinge in die unbekannten Gegenden jenseits des Grabes und in die grundlosen Tiefen der Ewigkeit hineinzusenken, — ein andermal kein reizenderes Gemälde einer beneidenswürdigen Wonne, als den jungen Bacchus, wie er sein Epheubekränztes Haupt in den Schoos der schönsten Nymphe zurückgelehnt, und mit dem einen Arm ihre blendenden Hüften umfassend, den andern nach der düftenden Trinkschaale ausstreckt, die sie ihm lächelnd mit Nektar füllt, den ihre eignen schönen Hände aus strozenden Trauben frisch ausgepreßt haben; indessen die Faunen und die frölichen Nymphen mit den Liebesgöttern muthwillig um ihn her hüpfen, oder durch Rosengebüsche sich jagen, oder müde von ihren Scherzen, in stillen Grotten zu neuen Scherzen ausruhen.

Der Schluß, den er aus allen diesen Betrachtungen zog, war dieser: Daß die erhabenen Lehrsäze der Zoroastrischen und Orphischen Theosophie vielleicht (denn gewiß getraute er sich über diesen Punkt noch nichts zu behaupten) nicht viel mehr Realität haben könnten, als die lachenden Bilder, unter welchen die Maler und Dichter die Wollüste der Sinnen vergöttert hätten. Daß jene zwar der Tugend günstiger zu seyn, und das Gemüthe zu einer mehr als menschlichen Hoheit,

Rei-

Reinigkeit und Stärke zu erheben schienen: in der That aber der wahren Bestimmung des Menschen vielleicht nicht weniger nachtheilig seyn dürften, als die leztern; theils, weil es ein widersinniges und vergebliches Unternehmen scheine, sich besser machen zu wollen, als uns die Natur haben will, oder auf Unkosten des halben Theils unsers Wesens nach einer Art von Vollkommenheit zu trachten, die mit der Anlage desselben im Widerspruch steht; theils weil solche Menschen, wenn es ihnen auch gelänge, sich selbst zu Halbgöttern und Intelligenzen umzuschaffen, eben dadurch zu jeder gewöhnlichen Bestimmung des geselligen Lebens desto untauglicher würden. Aus diesem Gesichtspunkte däuchte ihn der **Enthusiasmus** des **Theosophen** zwar **unschädlicher** als das System des **Wollüstlings**, aber der menschlichen Gesellschaft eben so **unnüzlich**: indem der erste sich dem gesellschaftlichen Leben entweder gänzlich entzieht, (welches würklich das Beste ist was er thun kann) oder, dafern er von dem beschaulichen Leben ins würksame übergeht, durch Mangel an Kenntniß einer ihm ganz fremden Welt, durch abgezogene Begriffe, welche nirgends zu den würklichen Gegenständen passen wollen, durch übertriebne moralische Zärtlichkeit und tausend andre Ursachen, welche ihren Grund in seiner vormaligen Lebensart haben, andern wider seine Absicht öfters, sich selbst aber allezeit schädlich wird.

In wie fern diese Säze richtig seyen, oder in besondern Fällen einige Ausnahmen zulassen, zu untersuchen, würde hier zu weit von unserm Vorhaben abführen.*) Genug für uns daß sie dem Agathon begründet genug schienen, um sich selbst desto leichter zu vergeben, daß er, wie der Homerische Ulyß in der Insel der Calypso, sich auf dem bezauberten Grunde der Wollust hatte abhalten lassen, sein erstes Vorhaben, die Schüler des Zoroasters und die Priester zu Sais zu besuchen, sobald als ihm Danae seine Freyheit wieder geschenkt hatte, ins Werk zu sezen. Kurz, seine Erfahrungen machten ihm die Wahrheit seiner ehemaligen Denkungsart verdächtig, ohne ihm einen gewissen geheimen Hang zu seinen alten Lieblings-Ideen benehmen zu können. Seine Vernunft konnte in diesem Stücke mit seinem Herzen, und sein Herz mit sich selbst nicht recht einig werden; und er war nicht ruhig genug, oder vielleicht auch zu träge, seine nunmehrige Begriffe in ein System zu bringen, wodurch beyde hätten befriedigt werden können. In der That ist ein Schiff eben nicht der bequemste Ort, ein solches Werk, wozu die Stille eines dunkeln Hayns kaum stille genug ist, zu Stande zu bringen. Agathon mag daher zu entschuldigen seyn, daß er diese Arbeit verschob, ob es gleich eine von denen ist, welche sich so wenig aufschieben lassen, als die Ausbesserungen

*) Sie werden im vierten Theile in den Dialogen des Archytas geprüft.

gen eines baufälligen Gebäudes. Denn so wie dieses mit jedem Tage dem gänzlichen Einsturz näher kömmt; so pflegen auch die Lücken in unsern moralischen Begriffen und die Mishelligkeiten zwischen dem Kopf und dem Herzen immer grösser und gefährlicher zu werden, je länger wir aufschieben, sie mit der erforderlichen Aufmerksamkeit zu untersuchen, um Eintracht und Harmonie zwischen den Theilen und dem Ganzen herzustellen.

Doch in dem besondern Falle, worinn sich Agathon befand, war die Gefahr dieses Aufschubs desto geringer, da er, von der Schönheit der Tugend und der unauflöslichen Verbindlichkeit ihrer Geseze mehr als jemals überzeugt, eine auf das wahre allgemeine Beste gerichtete Würksamkeit für die Bestimmung aller Menschen, oder (wofern ja einige Ausnahme zu Gunsten der blos contemplativen Geister zu machen wäre) doch gewiß für die seinige hielt. Vormals war er nur zufälliger Weise, und gegen seine Neigung in das thätige Leben verflochten worden; itzo war es eine Folge seiner nunmehrigen (wie er glaubte) geläuterten Denkungsart, daß er sich dazu entschloß. Ein sanftes Entzücken, welches ihm in diesen Augenblicken den süssesten Berauschungen der Wollust unendlich vorzuziehen schien, ergoß sich durch sein ganzes Wesen bey dem Gedanken, der Mitarbeiter an der Wiedereinsezung Siciliens in die unendlichen Vortheile der Freyheit und ei-

nes durch weise Geseze und Anstalten verewigten Wohlstandes zu seyn. Seine immer verschönernde Phantasie malte ihm die Folgen seiner Bemühungen in tausend reizende Bilder von öffentlicher Glückseligkeit aus. Er fühlte mit Entzükken die Kräfte zu einer so edlen Arbeit in sich; und sein Vergnügen war desto vollkommener, da er zugleich empfand, daß Herrschsucht und eitle Ruhmbegierde keinen Antheil daran hatten; daß es die tugendhafte Begierde, in einem weiten Umfang Gutes zu thun, war, deren gehoffte Befriedigung ihm diesen Vorschmack des göttlichsten Vergnügens gab, dessen die menschliche Natur fähig ist. Seine Erfahrungen, so viel sie ihn auch gekostet hatten, schienen ihm itzt nicht zu theuer erkauft, da er dadurch desto tüchtiger zu seyn hoffte, die Klippen zu vermeiden, an denen die Klugheit oder die Tugend derjenigen, welche sich den öffentlichen Angelegenheiten unterziehen, zu scheitern pflegt. Er sezte sich fest vor, sich durch keine zweyte Danae mehr irre machen zu lassen. Er glaubte, sich in diesem Stücke desto besser auf sich selbst verlassen zu können, da er stark genug gewesen war, sich von der ersten loszureissen, und es mit gutem Fug für unmöglich halten konnte, jemals auf eine noch gefährlichere Probe gesezt zu werden. Ohne Ehrgeiz, ohne Habsucht, immer wachsam auf die schwache Seite seines Herzens, die er kennen gelernt hatte, dachte er nicht, daß er von andern Leidenschaften, welche vielleicht noch in seinem Busen schlum-

schlummerten, etwas zu befürchten haben könne. Keine übel weissagende Ahnungen störten ihn in dem unvermischten Genusse der Hoffnungen, die ihn wachend und selbst in Träumen beschäfftigten. Diese Hoffnungen waren der vornehmste Inhalt seiner Gespräche mit dem syracusischen Kaufmanne; sie machten ihm die Beschwerden der Reise unmerklich, und entschädigten ihn überflüssig für den Verlust der ehmals geliebten Danae; einen Verlust, der mit jedem neuen Morgen kleiner in seinen Augen wurde. Und so führten ihn günstige Winde und ein geschickter Steuermann, nach einer kurzen Verweilung in einigen griechischen Seestädten, glücklich in den Hafen zu Syrakus, um an dem Hof eines Fürsten zu lernen: „daß auf dieser schlüpfrigen Höhe die Tugend entweder der Klugheit aufgeopfert werden muß, oder die behutsamste Klugheit nicht hinreichend ist, den Fall des Tugendhaften zu verhindern.“

Siebentes Kapitel.

Eine oder zwo Digressionen.

Wir wünschen uns, Leserinnen zu haben; (denn diese Geschichte, wenn sie auch weniger wahr wäre als sie ist, gehöret nicht unter die gefährlichen Romanen, von welchen der Verfasser des gefährlichsten und lehrreichsten Romans in der Welt *) die Jungfrauen zurückschreckt) und wir sehen es also nicht gerne, daß einige unter ihnen, welche noch Geduld genug gehabt, dieses achte Buch bis zum Schlusse zu durchblättern, — in der Meynung, daß nun nichts interessantes mehr zu erwarten sey, nachdem Agathon durch einen Streich von der verhaßtesten Art, durch eine heimliche Flucht, der Liebe den Dienst aufgesagt habe — den dritten Theil seiner Geschichte ganz kaltsinnig aus ihren schönen Händen entschlüpfen lassen, und vielleicht den Sopha, oder die allerliebste kleine Puppe des Herrn Bibiena ergreiffen, um die Vapeurs zu zerstreuen, die ihnen die Untreue und die Betrachtungen unsers Helden verursachet haben.

Woher es wohl kommen mag, meine schönen Freundinnen, daß die meisten unter ihnen geneigter sind, uns alle Thorheiten, wozu die Liebe nur immer verleiten kann, zu verzeihen, als die Wieder-

*) J. J. Rousseau in der Vorrede zu seiner neuen Heloise.

derherstellung in den natürlichen Stand unsrer gesunden Vernunft? Gestehen Sie, daß wir Ihnen desto mehr gefallen, je mehr wir durch die Schwachheiten, wozu Sie uns bringen können, die Obermacht Ihrer Reizungen über die eingebildete Stärke unsers Verstandes beweisen! Was für ein interessantes Gemählde ist nicht eine Dejanira, mit der Löwenhaut ihres nervichten Liebhabers umgeben, und mit seiner Keule auf der Schulter, wie sie einen triumphirend-lächelnden Seitenblick auf den Bezwinger der Riesen und Drachen wirft, der, in ihre langen Kleider vermummt, im Cirkel ihrer Sclavinnen mit ungelenksamer Faust die weibische Spindel dreht? — Wir kennen einige, auf welche diese kleine Apostrophe gar nicht zu passen scheint. Aber wenn wir ohne Schmeicheley reden sollen, (welches freylich nicht geschehen würde, wenn wir die Klugheit zu Rathe zögen,) so zweifeln wir, ob die Weiseste unter allen, zu eben der Zeit, da sie sich bemüht, den Thorheiten ihres Liebhabers Schranken zu sezen, sich erwehren kann, eine kleine still-triumphirende Freude darüber zu fühlen, daß sie liebenswürdig genug ist, einen Mann seines eignen Werths vergessen zu machen.

Hingegen mögen wir unsern besagten Leserinnen zu einiger Vergütung eine kleine Anekdote aus dem Herzen unsers Helden nicht verhalten, wenn er auch gleich dadurch in Gefahr kommen

 sollte,

sollte, die Hochachtung wieder zu verlieren, in die er sich bey den ehrwürdigen Damen, welche nie geliebt haben, und, Dank sey dem Himmel! nie geliebt worden sind, wieder zu sezen angefangen hat. Hier ist sie!

So vergnügt Agathon über die Entweichung aus seiner angenehmen Gefangenschaft in Smyrna, und in diesem Stücke mit sich selbst war; so wenig die Bezauberung, unter welcher wir ihn gesehen haben, die Liebe der Tugend in ihm zu erstikken vermocht hatte; so aufrichtig die Gelübde waren, die er that, ihr künftig nicht wieder ungetreu zu werden; so gros und wichtig die Gedanken waren, welche seine Seele schwellten; so sehr er (um alles mit einem Wort zu sagen) wieder **Agathon** war: so hatte er doch Stunden, wo er sich selbst gestehen mußte, daß er mitten in der Schwärmerey der Liebe und in den Armen der schönen Danae, — glücklich gewesen sey. Es mag immer viel Verblendung, viel Ueberspanntes und Schimärisches in der Liebe seyn, sagte er zu sich selbst, aber gewiß ihre Freuden sind doch keine Einbildung! Ich fühlte es, und fühl' es noch, so wie ich mein Daseyn fühle, daß es wahre Freuden sind, so wahr in ihrer Art, als die Freuden der Tugend! Und warum sollt' es unmöglich seyn, Liebe und Tugend mit einander zu verbinden? Sie beyde zu geniessen, o! dieß würde erst vollkommne Glückseligkeit seyn!

Zu

Zu Verhütung eines besorglichen Mißverstandes scheint uns hier eine kleine Parenthese von nöthen zu seyn, um denen, die keine andre Sitten kennen als die Sitten des Landes oder Ortes, worinn sie gebohren sind, zu sagen, daß ein vertrauter Umgang mit Frauenzimmern von einer gewissen Classe, das ist, (um nicht so französisch, aber weniger zweydeutig zu reden) welche mit dem, was man etwas uneigentlich Liebe zu nennen pflegt, ein Gewerbe treiben, bey den Griechen eine so erlaubte Sache war, daß die strengesten Väter sich lächerlich gemacht haben würden, wenn sie ihren Söhnen, so lange sie unter ihrer Gewalt stunden, eine Liebste aus der bemeldten Classe hätten verwehren wollen. Frauen und Jungfrauen genosen wie allerorten des besondern Schuzes der Geseze, und waren durch die Sitten und Gebräuche dieses Volks vor Nachstellungen ungleich besser gesichert, als sie es bey den heutigen Europäern sind. Ein Anschlag auf ihre Tugend war so schwer zu bewerkstelligen, als die Bestrafung eines solchen Verbrechens strenge war. Ohne Zweifel geschah es, um diese in den Augen der griechischen Gesezgeber geheiligte Personen, die Mütter der Bürger, und diejenigen, welche zu dieser Ehre bestimmt waren, den Unternehmungen einer unbändigen Jugend desto gewisser zu entziehen, — daß der Stand der Phrynen und Laiden geduldet wurde. So ausgelassen und schmuzig die Gemälde sind, welche uns der liederliche Wizling Aristophanes von den

Frauen zu Athen macht, so ist doch gewiß, daß die Weiber und Töchter der Griechen überhaupt sehr sittsame Geschöpfe waren; und daß die Sitten einer Vermählten und einer Buhlerin bey ihnen eben so stark von einander abstachen, als man dermalen in gewissen Hauptstädten von Europa bemüht ist, sie mit einander zu vermengen.

Ob diese Einrichtung in allen Stücken löblich war, ist eine andre Frage, von der hier die Rede nicht ist; wir führen sie blos deswegen an, damit man nicht glaube, als ob die Reue und die Gewissensbisse Agathons aus dem Begriff entstanden seyen, daß es unerlaubt sey, mit einer Danae der Liebe zu pflegen. In diesem Stücke dachte er wie alle andre Griechen seiner Zeit. Bey seiner Nation (die Spartaner vielleicht allein ausgenommen) durfte man (wenigstens in seinem Alter) die Nacht mit einer Tänzerin oder Flötenspielerin zubringen, ohne sich deswegen einen Vorwurf zuzuziehen, in so ferne nur die Pflichten seines Standes nicht darunter leiden mußten, und eine gewisse Mässigung beobachtet wurde, welche, nach den Begriffen dieser Heyden, die Gränzlinie der Tugend und des Lasters ausmachte. Wenn man dem Alcibiades übel genommen hatte, daß er sich im Schoos der schönen Nemea, wie vom Siege ausruhend, malen ließ, oder daß er den Liebesgott mit Jupiters Blizen bewaffnet in seinem Schilde führte; (und Plutarch sagt uns, daß

daß nur die ältesten und ernsthaftesten Athenienser sich darüber aufgehalten; Leute, deren Eifer gegen die Thorheiten der Jugend öfters nicht sowohl die Liebe der Tugend als die Verdrüßlichkeit des Alters zur Quelle hat:) Wenn man, sage ich, dem Alcibiades diese Ausschweifungen übel nahm, so war es nicht sein Hang zu den Ergözungen oder seine Vertraulichkeit mit einer Person, welche durch Stand und Profession dem Vergnügen des Publici gewidmet war; sondern der Uebermuth, der daraus hervorleuchtete, die Verachtung der Geseze des Wohlstandes und einer gewissen Gravität, welche man in freyen Staaten mit Recht gewohnt ist, von den Vorstehern der Republik, wenigstens ausserhalb dem Cirkel des Privatlebens, zu fodern. Man würde ihm, so gut als einem Perikles oder Cimon, seine Schwachheiten, oder seine Ergözungen übersehen haben; aber man vergab ihm nicht, daß er damit **prahlte**; daß er sich seinem Hang zur Fröhlichkeit und Wollust bis zu den unbändigsten Ausgelassenheiten überließ, daß er, von Wein und Salben triefend, mit dem vernachläßigten und abgematteten Ansehen eines Menschen, der eine Winternacht durchschwelgt hatte, noch warm von den Umarmungen einer Tänzerin in die Rathsversammlungen hüpfte, und sich, so übel vorbereitet, doch überflüßig tauglich hielt, die Angelegenheiten Griechenlands zu besorgen, und den grauen Vätern der Republik zu sagen, was sie zu thun hätten. Dieß war

es,

es, was sie ihm nicht vergeben konnten, und was ihm die schlimmen Händel zuzog, von denen der Wohlstand Athens und er selbst endlich das Opfer wurde.

Ueberhaupt ist es eine längst ausgemachte Sache, daß die Griechen von der Liebe ganz andere Begriffe hatten als die heutigen Europäer. Sie ehrten, wie alle polizierten Völker, die ehliche Freundschaft; aber von dieser romantischen Leidenschaft, von dieser Liebe, welche von einer ganzen Folge von Romanschreibern in Spanien, Welschland, Frankreich und England, zu einer Heldentugend erhoben worden ist; von dieser wußten sie eben so wenig als von der weinerlich-komischen, der abentheuerlichen Hirngeburt einiger neuerer, meistens weiblicher Scribenten, welche noch über die Begriffe der ritterlichen Zeiten raffinirt und uns durch ganze Bände eine Liebe gemalt haben, die sich von stillschweigendem Anschauen, von Seufzern und Thränen nährt, immer unglücklich, und selbst ohne einen Schimmer von Hoffnung immer gleich standhaft ist: Von einer so abgeschmackten, so unmännlichen, mit dem Heldenthum, womit man sie verbinden will, so lächerlich abstechenden Liebe wußte diese geistreiche Nation nichts, aus deren schöner und lachender Einbildungskraft die Göttin der Liebe, die Grazien, und so viele andre Götter der Freude hervorgegangen waren. Sie kannten nur die Liebe, welche glücklich macht;

oder (richtiger zu reden) diese allein schien ihnen, unter gewissen Einschränkungen, der Natur gemäß, anständig und unschuldig. Diejenige, welche sich mit allen Symptomen eines fiebrischen Paroxismus der ganzen Seele bemächtiget, war in ihren Augen eine von den gefährlichsten Leidenschaften, eine Feindin der Tugend, die Störerin der häuslichen Ordnung, die Mutter der verderblichsten Ausschweifungen und der häßlichsten Laster. Wir finden wenige Beyspiele davon in ihrer Geschichte; und diese Beyspiele sehen wir auf ihrem tragischen Theater mit Farben geschildert, welche den allgemeinen Abscheu erwecken mußten; so wie hingegen ihre Comödie keine andre Liebe kennt, als diesen natürlichen Instinct, welchen Geschmack, Gelegenheit und Zufall für einen gewissen Gegenstand bestimmen; der, von den Grazien, und nicht selten auch von den Musen verschönert, das Vergnügen zum Zweck hat, nicht besser noch erhabener seyn will als er ist, und ihnen, im Ganzen betrachtet, noch immer weniger schädlich däuchte, sogar als jene tragische Art zu lieben, die vielmehr von der Fackel der Furien als des Liebesgottes entzündet, eher die Wirkung der Rache einer erzürnten Gottheit als dieser süssen Bethörung gleich zu seyn schien, welche sie (wie den Schlaf und die Gaben des Bacchus) für ein Geschenke der wohlthätigen Natur ansahen, uns die Beschwerden des Lebens zu versüssen, und zu den Arbeiten desselben muntrer zu machen.

Ohne

Ohne Zweifel würden wir diesen Theil der griechischen Sitten noch besser kennen, wenn nicht (durch ein Unglück, welches die Musen immer beweinen werden) die Comödien eines **Alexis, Menander, Diphilus, Philemon, Apollodorus,** und andrer berühmter Dichter aus dem schönsten Zeitalter der attischen Musen ein Raub der mönchischen und saracenischen Barbarey geworden wären. Allein es bedarf dieser Urkunden nicht, um das, was wir gesagt haben, zu rechtfertigen. Sehen wir nicht den ehrwürdigen **Solon** noch in seinem hohen Alter, in Versen, deren sich der alte Dichter auf dem Berge **Krapac** nicht zu schämen hätte, von sich selbst gestehen, „daß er sich aller andern Beschäfftigungen begeben habe, um den Rest seines Lebens in Gesellschaft der **Venus**, des **Bacchus** und der **Musen** auszuleben?" Sehen wir nicht den weisen **Sokrates** kein Bedenken tragen, in Begleitung seiner jungen Freunde der schönen und gefälligen **Theodota** einen Besuch zu machen, um über ihre Schönheit, welche einer aus der Gesellschaft als unbeschreiblich angepriesen hatte, den Augenschein einzunehmen? Sehen wir nicht, daß er seiner Weisheit nichts zu vergeben glaubte, indem er diese Theodota auf eine scherzhafte Art in der Kunst, Liebhaber zu fangen, unterrichtete? War er nicht ein Freund und Bewunderer, ja (wenn Plato nicht zuviel gesagt hat) ein Schüler der berühmten **Aspasia**, deren **Haus**, ungeachtet der Vorwürfe, welche ihr

von

von der zaumlosen Frechheit der damaligen Comödie gemacht wurden, der Sammelplaz der schönsten Geister von Athen war? So enthaltsam er selbst in Absicht dieses Artikels gewesen zu seyn scheint, so finden wir doch seine Grundsäze über die Liebe mit der allgemeinen Denkungsart seiner Nation ziemlich übereinstimmend. Er unterschied das Bedürfniß von der Leidenschaft, das Werk der Natur von dem Werk der Phantasie. Er warnte vor dem leztern, wie wir schon anderswo im Vorbeygehen bemerkt haben; und rieth zu Befriedigung der ersten (nach Xenophons Bericht) eine solche Art von Liebe an, an welcher die Seele so wenig als möglich Antheil nehme. *) Ein Rath, welcher zwar seine Einschränkungen leidet, aber doch auf die Erfahrungswahrheit gegründet ist; daß die Liebe, welche sich der Seele bemächtiget, sie gemeiniglich aller Gewalt über sich selbst beraube, und zu allen edlen Anstrengungen untüchtig mache.

Nach den gewöhnlichen Begriffen der Zeit, in welcher Agathon lebte, wäre es demnach so schwer nicht gewesen, Liebe und Tugend mit einander zu verbinden. Aber Agathon hatte grösere und feinere Begriffe von der Tugend. Eine gewisse idealische Vollkommenheit war zu sehr mit den Grundzügen seiner Seele verwebt, als daß er sie jemals ganz verlieren konnte. Was ist einer empfindsamen Seele Liebe ohne Schwärmerey?

Ohne

*) Denkwürdigkeiten des Sokrates, I. B. 3. Kap. n. 14.

Ohne diese Zärtlichkeit der Empfindungen, diese Sympathie, welche ihre Freuden vervielfältiget, verfeinert, veredelt? Was sind die Wollüste der Sinnen ohne Grazien und Musen? — Agathon hätte also diese Art zu lieben, wie er die schöne Danae geliebt hatte und von ihr geliebt worden war, gerne mit seinem erhabenen Begriffe von der Tugend verbinden mögen; und von diesem Wunsche sah er alle seine Schwierigkeiten ein. Endlich däuchte ihn, es komme alles auf die Beschaffenheit des Gegenstandes an. Hier erinnerte ihn sein Herz wieder an Psyche. Er erröthete vor ihrem Bilde, wie er vor der gegenwärtigen Psyche selbst erröthet haben würde; aber er empfand zu gleicher Zeit, daß sein Herz, ohne nur mit einem einzigen Faden an Danae zu hangen, wieder zu seiner ersten Liebe zurückkehrte. Seine wieder ruhige Phantasie spiegelte ihm, wie ein klarer tiefer Brunnen, die Erinnerungen der reinen, tugendhaften, und mit keiner andern Lust zu vergleichenden Freuden vor, die er durch die zärtliche Vereinigung ihrer Seelen in jenen elysischen Nächten erfahren hatte. Er empfand itzt zu dem, was er ehemals für sie empfunden, noch alle die Liebe, welche ihm Danae eingeflößt hatte; aber so sanft, so geläutert durch die moralische Schönheit des veränderten Gegenstandes, daß es nicht mehr eben dieselbe schien. Er stellte sich vor, wie glücklich ihn eine unzertrennliche Verbindung mit dieser Psyche machen würde, welche ihm eine

Liebe

Liebe eingehaucht, die seiner Tugend so wenig gefährlich gewesen war, daß sie ihr vielmehr Schwingen angesezt hatte. Er versezte sich in Gedanken mit Psyche in den Ruheplaz der Diana zu Delphi, und ließ den Gott der Liebe, den Sohn der himmlischen Venus, das überirdische Gemälde ausmalen. Eine süsse weissagende Hoffnung breitete sich durch seine Seele aus. Es war ihm, als ob eine geheime Stimme ihm zulisple, daß er sie in Sicilien finden werde. Psyche paßte ganz vortrefflich in den Plan, den er sich von seinem bevorstehenden Leben gemacht hatte. Was für Aussichten stellte ihm die Verbindung seiner Privatglückseligkeit mit der öffentlichen vor, welcher er alle seine Kräfte zu widmen entschlossen war! Aber erst wollte er verdienen glücklich zu seyn! — Und ohne den Leser mit seinen Gesinnungen und Vorsäzen länger aufzuhalten, eilen wir, ihn auf einen Schauplaz zu versezen, wo er sich uns durch Handlungen zu erkennen geben kann.

Agathon.

Neuntes Buch.

Erstes Kapitel.

Charakter der Syrakusaner, des Dionysius und seines Hofes.

Syrakus, die alte Hauptstadt Siciliens, in welcher wir unsern Helden auftreten zu lassen im Begriff sind, verdiente in vielerley Betrachtungen den Namen eines zweyten Athen. Nichts kann ähnlicher seyn als der Charakter ihrer Einwohner. Beyde waren im höchsten Grad eifersüchtig über eine Freyheit, in welcher sie sich niemals lange zu erhalten wußten, weil sie Müssiggang und Lustbarkeiten immer noch mehr liebten als die Freyheit; auch muß man gestehen, daß sie ihnen, durch den schlechten Gebrauch, den sie von ihr machten, mehr Schaden gethan hat als alle ihre Tyrannen. Die Syrakusaner hatten, wie die Athenienser, den Genie der Künste und der Musen; sie waren lebhaft, sinnreich, und zum spottenden Scherze aufgelegt; heftig und ungestüm in ihren Bewegungen, aber so unbeständig, daß sie in einem Zeitmaaß von wenigen Tagen vom äussersten Grade der Liebe zum äussersten Haß, und

vom

vom würksamen Enthusiasmus zur unthätigsten Gleichgültigkeit übergehen konnten. Lauter Züge, durch welche sich, wie man weiß, die Athenienser vor allen andern griechischen Völkern ausnahmen. Beyde empörten sich mit eben so viel Leichtsinn gegen die gute Regierung eines einzigen Gewalthabers, als sie fähig waren, mit der niederträchtigsten Feigheit sich an das Joch des schlimmsten Tyrannen gewöhnen zu lassen. Beyde kannten niemals ihr wahres Interesse, und kehrten ihre Stärke immer gegen sich selbst. Muthig und heroisch in der Widerwärtigkeit, allezeit übermüthig im Glück, und gleich dem äsopischen Hund im Nil, immer durch schimmernde Entwürfe verhindert, von ihren gegenwärtigen Vortheilen den rechten Gebrauch zu machen. Durch ihre Lage, Verfassung, und den Geist der Handelschaft, der Spartanischen Gleichheit unfähig, aber eben so ungeduldig, an einem Mitbürger grosse Vorzüge an Verdienst, Ansehen oder Reichthum zu ertragen. Daher immer mit sich selbst im Streit, immer von Partheyen und Factionen zerrissen: bis, nach einem langwierigen umwechslenden Uebergang von Freyheit zu Sclaverey, und von Sklaverey zu Freyheit, beyde zulezt die Fesseln der Römer geduldig tragen lernten, und sich weislich mit der Ehre begnügten, Athen die Schule, Syrakus die Kornkammer dieser majestätischen Gebieterin des Erdbodens zu seyn.

Nach einer Reihe von so genannten Tyrannen, (das ist von Beherrschern, welche sich der einzelnen

und willkührlichen Gewalt über den Staat bemächtiget hatten, ohne auf einen Beruf von den Bürgern zu warten) war Syrakus und ein grosser Theil Siciliens mit ihr endlich in die Hände des Dionysius gefallen; und von diesem, nach einer langwierigen Regierung, unter welcher die Syrakusaner gezeigt hatten, was sie zu leiden fähig seyen, seinem Sohne Dionysius dem Zweyten, erblich zugekommen. Das Recht dieses jungen Menschen an die königliche Gewalt, deren er sich nach seines Vaters Tod anmaßte, war noch weniger als zweydeutig; denn wie konnte ihm sein Vater ein Recht hinterlassen, das er selbst nicht hatte? Aber eine starke Leibwache, eine wohlbefestigte Citadelle, und eine durch die Beraubung der reichsten Sicilianer angefüllte Schazkammer, ersezte den Abgang eines Rechts, welches ohnehin alle seine Stärke von der Macht zieht, die es gelten machen muß, und eben darum dessen leicht entbehren kann. Hiezu kam noch, daß in einem Staat, worinn der Geist der politischen Tugend schon erloschen ist, und grenzenlose Begierden nach Reichthümern, und nach der schmeichelhaften Freyheit, alles zu thun, was die Sinne gelüsten, die Oberhand gewonnen haben; daß, sage ich, in einem solchen Staat eine ausgelassene und allein auf Befriedigung ihrer Leidenschaften erpichte Jugend sich von der unumschränkten Regierung eines Einzigen ihrer Art unendlich mehr Vortheile versprechen konnte, als von der Aristokratie, deren sich die Aeltesten und Verdienstvollesten bemächtigen,

oder von der Demokratie, worinn man ein abhängiges und ungewisses Ansehen mit einer Menge Beschwerlichkeiten, Gefahren, und Aufopferungen, theurer erkaufen muß, als es sich der Mühe zu verlohnen scheint.

Der junge **Dionysius** sezte sich also durch einen Zusammenfluß günstiger Umstände, in den ruhigen Besiz der höchsten Gewalt zu Syrakus; und es ist leicht zu erachten, wie ein übel erzogener, vom Feuer seines Temperaments zu allen Ausschweifungen der Jugend hingerissener Prinz unter einem Schwarme von schmeichelnden Höflingen, dieser Macht sich bedient haben werde. Ergözungen, Gastmähler, Liebeshändel, Feste, welche ganze Monate dauerten, kurz eine stete Berauschung von Schwelgerey, machten die Beschäfftigungen eines Hofes von thörichten Jünglingen aus, welche nichts angelegners hatten, als durch Erfindung neuer Wollüste sich in der Zuneigung ihres Prinzen fest zu sezen, und ihn zu gleicher Zeit zu verhindern, jemals zu sich selbst zu kommen, und den Abgrund gewahr zu werden, an dessen blumichtem Rand er sorglos herumtanzte. Man kennt die Staatsverwaltung wollüstiger Prinzen aus ältern und neuern Beyspielen zu gut, als daß wir nöthig haben sollten, uns darüber auszubreiten. Was für eine Regierung ist von einem jungen unbesonnenen zu erwarten, dessen Leben ein **immerwährendes Bac**-

chanal ist? Der, mit jeder grossen Pflicht seines Berufs unbekannt, die Kräfte, die er zu ihrer Erfüllung anstrengen sollte, bey nächtlichen Schmäusen und in den feilen Armen üppiger Buhlerinnen verzettelt? Der, unbekümmert um das Beste des Staats, selbst seine Privatvortheile so wenig einsieht, daß er das wahre Verdienst, welches ihm verdächtig ist, hasset, und Belohnungen an diejenigen verschwendet, die unter der Maske der eifrigsten Ergebenheit und gänzlicher Aufopferung seine gefährlichsten Feinde sind? Von einem Prinzen, bey dem die wichtigsten Stellen auf die Empfehlung einer Tänzerin oder der Sklaven, die ihn aus- und ankleiden, vergeben werden? Der sich einbildet, daß ein Hofschranze, der gut tanzt, ein Nachtessen wohl anzuordnen weiß, und ein überwindendes Talent hat, sich bey den Weibern in Gunst zu sezen, unfehlbar auch das Talent eines Ministers oder eines Feldherrn haben werde; oder, daß man zu allem in der Welt tüchtig sey, so bald man die Gabe habe, ihm zu gefallen? — Was ist von einer solchen Regierung zu erwarten, als Verachtung der Geseze, Mißbrauch der Formalitäten der Gerechtigkeit, Gewaltsamkeiten, schlimme Haushaltung, Erpressungen, Geringschäzung und Unterdrückung der Tugend, allgemeine Verdorbenheit der Sitten? — Und was für eine Staatskunst wird da Plaz haben, wo Leidenschaften, Launen, vorüberfahrende Anstöse von lächerlichem Ehrgeiz, wo

die

die kindische Begierde, von sich reden zu machen, die Convenienz eines Günstlinges oder die Intriguen einer Maitresse, die **Triebfedern** der Staatsangelegenheiten, der Verbindung und Trennung mit auswärtigen Mächten, und des öffentlichen Betragens sind? Wo, ohne die wahren Vortheile des Staats oder seine Kräfte zu kennen, ohne Plan, ohne Abwägung und Verbindung der Mittel — doch, wir gerathen unvermerkt in den Ton der Declamation, welcher bey einem längst erschöpften und doch so alltäglichen Stoffe nicht zu verzeihen wäre. Möchte niemand, der dieß lieset, aus der Erfahrung seines eigenen Vaterlands wissen, wie einem Volke mitgespielt wird, welches das Unglück hat, der Willkühr eines Dionysius preiß gegeben zu seyn!

Man wird sich nach allem, was wir gesagt haben, diesen Fürsten als einen der schlimmsten Tyrannen, womit der Himmel jemals eine mit geheimen Verbrechen belastete Nation gegeiselt habe, vorstellen; und so schildern ihn auch die Geschichtschreiber. Allein ein aus lauter schlimmen Eigenschaften zusammengesezter Mensch ist ein **Ungeheuer**, das nicht existiren kann. Eben dieser Dionysius würde Fähigkeit genug gehabt haben, ein guter Fürst zu werden, wenn er so glücklich gewesen wäre, **zu seiner Bestimmung gebildet zu werden.** Aber es fehlte so viel, daß er die Erziehung, die sich für einen Prinzen schickt, bekommen

men hätte, daß ihm nicht einmal diejenige zu Theil wurde, die man jedem jungen Menschen von mittelmäsigem Stande giebt. Sein Vater, der feigherzigste Tyrann, den vielleicht die Geschichte kennt, ließ ihn von aller guten Gesellschaft abgesondert, unter niedrigen Sklaven aufwachsen; und der präsumtive Thronfolger hatte kein andres Mittel, sich die Langeweile zu vertreiben, als daß er kleine Wagen, hölzerne Leuchter, Schemel und andre dergleichen Kunstwerke verfertigte. Man würde Unrecht haben, wenn man diese selbstgewählte Beschäfftigung für einen **Wink der Natur** halten wollte; es war vielmehr der Mangel an Gegenständen und Modellen, welche dem angebohrnen Trieb aller Menschen, **Wiz** und **Hände** zu beschäfftigen, eine andere **Richtung** hätten geben können. Er würde eben so gut Verse gemacht haben, und vielleicht bessere als sein Vater, (der unter andern Thorheiten auch die Wuth hatte, ein **Poet** seyn zu wollen) wenn man ihm einen Homer in seine Zelle gegeben hätte. Wie manche Prinzen hat man gesehen, welche mit der Anlage zu **Augusten** und **Trajanen**, aus Schuld derjenigen, die über ihre Erziehung gesezt waren, oder durch die Unfähigkeit eines mit klösterlichen Vorurtheilen angefüllten Mönchs, dem sie auf Discretion überlassen wurden, in **Neronen** und **Heliogabalen** ausgeartet sind! — Eine genaue und ausführliche Entwicklung, wie dieses zugehe, und wie es unter gewis-

sen

sen gegebenen Umständen nicht anders möglich sey, als daß durch eine so fehlerhafte Veranstaltung das beste Naturell in ein moralisches Mißgeschöpfe verzogen werden müsse, wäre, wie uns däucht, rin sehr nüzlicher Stoff, welchen wir der Bearbeitung irgend eines Mannes von Genie empfehlen, der bey philosophischen Einsichten hinlängliche Kenntniß der Welt besäse. Unsre aufgeklärten und politen Zeiten sind weder dieses noch jenes in so hohem Grade, daß ein solches Werk überflüssig seyn sollte; und wenn die Ausführung der Würde des Stoffes zusagte, so zweifeln wir nicht, daß es glücklich genug werden könnte, von mancher Provinz die lange Folge von Plagen abzuwenden, welche ihr vielleicht durch die fehlerhafte Erziehung ihrer noch ungebohrnen Beherrscher im nächsten Jahrhundert bevorstehen.

Zweytes Kapitel.

Charakter des Dion. Anmerkungen über denselben. Eine Digression.

Die Syrakusaner waren des Jochs schon zu gewohnt, um einen Versuch zu machen, es nach dem Tode des alten Dionysius abzuschütteln. Es war nicht einmal so viel Tugend unter ihnen übrig, daß einige von denen, welche besser dachten als der grosse Hauffen und die verächtliche Brut der Parasiten, den Muth gehabt hätten, sich bis zum Ohre des jungen Prinzen zu drängen, um ihm Wahrheiten zu sagen, von denen seine eigene Glückseligkeit eben so wohl abhieng, als die Wohlfahrt von Sicilien. Ganz Syrakus hatte nur Einen Mann, dessen Herz groß genug hiezu war. Und auch dieser würde sich vielleicht in die sichere, aber unrühmliche Dunkelheit, worein ehrliche Leute unter einer unglückweissagenden Regierung sich zu verbergen pflegten, eingehüllet haben, wenn ihn seine Geburt nicht berechtiget, und sein Interesse genöthiget hätte, sich um die Staatsverwaltung zu bekümmern.

Dieser Mann war **Dion**, ein Bruder der Stiefmutter des Dionysius, und der Gemahl seiner Schwester; der Nächste nach ihm im Staat, und der Einzige, der sich durch seine grosse Fähig-

higkeiten, sein Ansehen bey dem Volke, und die unermeßlichen Reichthümer, die er besaß, furchtbar und eines Anschlags verdächtig machen konnte, sich entweder an die Stelle des jungen Fürsten zu sezen, oder die republikanische Verfassung wieder herzustellen. Wenn wir den Geschichtschreibern, insonderheit dem tugendhaften und gutherzigen Plutarch, einen unumschränkten Glauben schuldig wären; so würden wir den Dion unter die wenigen Helden der Tugend zählen müssen, welche sich (um dem Plato einen Ausdruck abzuborgen) zu der Würde und Grösse guter Dämonen oder beschüzender Genien und Wohlthäter des Menschengeschlechts emporgeschwungen haben. — Welche fähig sind, aus dem erhabenen Beweggrunde einer reinen Liebe der sittlichen Ordnung und des allgemeinen Besten zu handeln; und, über dem Bestreben, andere glücklich zu machen, sich selbst aufopfern, weil sie unter ihrer sterblichen Hülle ein edlers Selbst fühlen, welches seine angebohrne Vollkommenheit desto herrlicher entfaltet, jemehr jenes thierische Selbst unterdrückt wird. — Welche, im Glück und Unglück gleich groß, durch dieses nicht verdunkelt werden, und von jenem keinen Glanz entlehnen, sondern, immer sich selbst genugsam, Herren ihrer Leidenschaften, und über die Bedürfnisse gemeiner Seelen erhaben, eine Art von sublunarischen Göttern sind. Ein solcher Charakter fällt allerdings gut in die Augen, ergözt den moralischen Sinn,

und erweckt den Wunsch, daß er mehr als eine schöne Schimäre seyn möchte. Aber wir gestehen, daß wir, aus erheblichen Gründen, mit zunehmender Erfahrung, immer mißtrauischer gegen die menschlichen – und warum also nicht gegen die **übermenschlichen Tugenden** werden.

Es ist wahr, wir finden in dem Leben Dions Beweise grosser Fähigkeiten, besonders einer gewissen Erhabenheit und Stärke des Gemüths, die man gemeiniglich mit gröbern, weniger reizbaren Fibern und derjenigen Art von Temperament verbunden sieht, welches ungesellig, ernsthaft, stolz und spröde zu machen pflegt. An jede Art von Temperament grenzen, wie man weiß, gewisse Tugenden. Fügt es sich, daß die Entwicklung der Anlage zu denselben durch günstige Umstände befördert wird, so ist nichts natürlichers, als daß sich daraus ein Charakter bildet, der durch gewisse hervorstechende Tugenden blendet, welche eben darum zu einer völligern Schönheit gelangen, weil kein innerlicher Widerstand sich ihrem Wachsthum entgegen gesezt. Diese Art von Tugenden finden wir bey dem Dion in grossem Grade. Aber ihm ein **Verdienst** daraus zu machen, wäre eben so viel, als einem Athleten die Elasticität seiner Sehnen, oder einem gesunden blühenden Mädchen ihre gute Farbe als Verdienste anzurechnen, welche ihnen ein Recht an die allgemeine Hochachtung geben sollten. Ja, wenn Dion sich durch diejenige

Tugenden vorzüglich unterschieden hätte, zu denen er von Natur nicht aufgelegt war; und wenn er es so weit gebracht hätte, sie mit eben der Leichtigkeit und Grazie auszuüben, als ob sie ihm angebohren wären! Aber wie viel daran fehlte, daß er der Philosophie seines Lehrers und Freundes Platon so viel Ehre gemacht hätte, davon finden wir in den eigenen Briefen dieses Weisen, und in dem Betragen Dions in den wichtigsten Auftritten seines Lebens die zuverlässigsten Beweise. Niemals konnte er es dahin bringen, oder vielleicht gefiel es ihm nicht, den Versuch zu machen, (und beydes läuft auf eines hinaus) diese **Austerität**, diese Unbiegsamkeit, diese wenige Gefälligkeit im Umgang, welche die Herzen von ihm zurückstieß, zu überwinden. Vergebens ermahnte ihn Plato, **den Grazien zu opfern**; Dion bewies durch seine Ungelehrigkeit über diesen Punkt, „daß die Philosophie, ordentlicher Weise, uns nur die Fehler vermeiden macht, zu denen wir keine Anlage haben, und uns nur in solchen Tugenden befestiget, zu denen wir ohnehin geneigt sind.“

Indessen war er nichts desto weniger derjenige, auf welchen ganz Sicilien die Augen gerichtet hatte. Die Weisheit seines Betragens, seine Abneigung von allen Arten der sinnlichen Ergötzungen, seine Mäßigung, Nüchternheit und gute Haushaltung, erwarben ihm desto mehr Hochachtung, je stärker sie mit der zügellosen Schwelgerey

und Verschwendung des Tyrannen contrastirten. Man sah, daß Er allein im Stande war, dem Dionysius das Gegengewicht zu halten; und man erwartete das Beste von ihm, es sey nun, daß er sich der Regierung für sich selbst, oder für die jungen Söhne seiner Schwester bemächtigen, oder daß er sich begnügen würde, der Mentor des Dionysius zu seyn.

Die natürliche Unempfindlichkeit Dions gegen die Reizungen der Wollust, welche den Syrakusanern so viel Vertrauen zu ihm gab, blendete in der Folge auch die Griechen des festen Landes, zu denen er sich vor dem Tyrannen zu flüchten, genöthiget wurde. Selbst die Akademie, diese damals so berühmte Schule der Weisheit, scheint stolz darauf gewesen zu seyn, einen so nahen Verwandten des (wiewohl unrechtmäßigen) Beherrschers von Sicilien, unter ihre Pflegsöhne zählen zu können. Die königliche Pracht, welche er zu Athen in seiner Lebensart affectirte, war in ihren Augen (so gewiß ist es, daß auch weise Augen manchmal durch die Eitelkeit verfälscht werden) der Ausdruck der innern Majestät seiner Seele. Sie schlosen ungefähr nach eben der Logik, welche einen Verliebten von den Reizungen seiner Dame auf die Güte ihres Herzens schliessen macht. Sie sahen nicht, oder wollten nicht sehen, daß eben dieser von den republikanischen Sitten so weit entfernte Pomp ein sehr deutliches

Zeichen war, daß man es weniger einer Erhabenheit über die gewöhnlichen Schwachheiten der Grossen und Reichen, als dem Mangel der Begierden zuzuschreiben habe, wenn derjenige gegen die Vergnügungen der Sinne gleichgültig war, welcher Eitelkeit genug hatte, durch ein Gepränge mit Reichthümern, deren er sich als der Früchte seiner Verhältnisse mit der Familie des Tyrannen vielmehr hätte schämen sollen, sich unter einem freyen Volke unterscheiden zu wollen.

Doch, indem ich diese Gelegenheit ergreiffe, die übertriebene Lobsprüche zu mäsigen, welche an die Günstlinge des Glücks verschwendet zu werden pflegen, so bald sie einigen Schimmer der Tugend von sich werfen; läugne ich keinesweges, daß Dion, so wie er war, einen Thron eben so würdig erfüllt haben würde, als wenig er sich schickte, mit einem durch die lange Gewohnheit der Fesseln entnervten Volke, in dem Mittelstand zwischen Sklaverey und Freyheit, worein er dasselbe in der Folge durch die Vertreibung des Dionysius sezte, so sanft und behutsam umzugehen, als es hätte geschehen müssen, wenn seine Unternehmung für die Syrakusaner und ihn selbst glücklich hätte ausschlagen sollen. Plutarch vergleicht dieses Volk, in dem Zeitpunkt, da es das Joch der Tyrannie abzuschütteln anfieng, sehr glücklich „mit Leuten, die von einer langwierigen Krankheit wieder aufstehen, und, ungeduldig, sich der

Vor-

Vorschrift eines klugen Arztes, in Absicht ihrer Diät, zu unterwerfen, sich zu früh wie gesunde Leute betragen wollen.“ Aber darinn können wir nicht mit ihm einstimmen, daß Dion dieser geschickte Arzt für sie gewesen sey. Sehr wahrscheinlich hat die platonische Philosophie selbst, von deren idealischer Sitten= und Staatslehre er ein grosser Bewunderer war, dazu beygetragen, daß er weniger als ein Andrer, der nicht nach so sehr abgezogenen Grundsäzen gehandelt hätte, zum Arzt eines äusserst verdorbenen Volkes geeigenschaftet war. Vielfältige Erfahrungen zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Völkern haben es gewiesen, daß die **Dion**, die **Cato**, die **Brutus**, die **Algernon Sidney** allemal unglücklich seyn werden, wenn sie einen von alten bösartigen Schäden entkräfteten und zerfressenen Staatskörper in den Stand der Gesundheit wieder herzustellen versuchen. Zu einer solchen Operation gehören viele Gehülfen: und Männer von einer so ausserordentlichen Art sind unter einer Million Menschen allein. Es ist genug, wenn das Ziel (wie Solon von seinen Gesezen sagte) das Beste ist, das in den vorliegenden Umständen zu erreichen seyn mag; und sie wollen immer das Beste, das sich denken läßt. Alle Mittel, welche zugleich am gewissesten und bäldesten zu diesem Ziele führen, sind die besten; und Sie wollen keine andre gebrauchen, als welche, nach den strengesten Regeln einer oft allzuspizfündigen Gerechtigkeit

tigkeit und Güte, rechtmäsig und gut sind. Löblich, vortrefflich, göttlich! — rufen die schwärmerischen Bewunderer der heroischen Tugend. Wir wollten gerne mitrufen, wenn man uns nur erst zeigen wollte, was jene überspannte Tugend dem menschlichen Geschlecht jemals geholfen habe. — Dion, zum Exempel, von den erhabenen Ideen seines Lehrmeisters eingenommen, wollte dem befreyten Syrakus eine Regierungsform geben, welche so nah als möglich an die platonische Republik gränzte, — und verfehlte darüber, zu seinem eignen Untergang, die Mittel, ihr diejenige zu geben, deren sie fähig war. Brutus half den Grösesten der Sterblichen, den Fähigsten, eine ganze Welt zu regieren, der jemals gebohren worden ist, ermorden; blos weil ihm, in Rücksicht auf die Mittel, wodurch er zur höchsten Gewalt gelanget war, die Definition eines Tyrannen zukam. Brutus wollte die Republik wieder herstellen. Noch einen Dolch für den **Marcus Antonius**, (wie es der nicht so erhaben, aber richtiger denkende **Cassius** verlangte) so wären Ströme von Blut, so wäre das edelste Blut von Rom, das kostbare Leben der besten Bürger gesparet worden, und der glückliche Ausgang der ganzen Unternehmung versichert gewesen! Hätte sich derjenige, der dem vermeynten allgemeinen Besten seines Vaterlandes ein so groses Opfer gebracht hatte, als **Cäsar** war, ein Bedenken machen sollen, seinem majestätischen Schatten einen

Antonius nachzuschicken? — Dies hätte er thun müssen, um eine That, — welche, (weil sie unglücklich war) bey seinen Zeitgenossen ein verabscheuungswürdiger Meuchelmord hieß, und der unpartheyischern Nachwelt (im gelindesten Lichte betrachtet) wahnsinniger Enthusiasmus scheinen muß, — zu einer so glorreichen Unternehmung zu machen, als jemals die grose Seele eines Römers geschwellt hatte. Aber Brutus hatte Bedenklichkeiten, welche ihm eine unzeitige Güte eingab; sein Ansehen entschied; Antonius bedankte sich für sein Leben, und begrub den platonischen Brutus unter den Trümmern der auf ewig umgestürzten Republik. Was half also sein Platonismus dem Vaterlande? Wir haben uns vielleicht zu lange bey dieser Betrachtung aufgehalten; aber die Beobachtung, die uns dazu verleitet hat, so alt sie ist, scheint uns wichtig und an praktischen Folgerungen fruchtbar, deren Nuzbarkeit sich über alle Stände ausbreiten, und besonders bey denjenigen, welche mit der Regierung und moralischen Disciplinirung der Menschen beschäfftiget sind, sich vorzüglich äussern würde, wenn sie besser eingesehen, und mit eben so viel Redlichkeit als Klugheit angewendet würden. Vielleicht würden die Augen derjenigen, welche weder durch einen Nebel noch durch gefärbte Gläser sehen, mit dem weinerlich-lächerlichen Schauspiel von so vielen ehrlichen Leuten verschont bleiben, die aus allen Kräften und mit der feyerlichsten Ernsthaftig-

tigkeit leeres Stroh dreschen, und wenn sie das ganze Jahr durch gedreschet haben, sich sehr verwundern, daß nichts als Stroh auf der Tenne liegt. Der patriotische Phlegon würde sich mit dem allzuhizigen Eifer, seine in allen Theilen verdorbene Republik durch eben so hizige Mittel wieder gesund zu machen, nicht so viel Verdruß zuziehen, und durch diesen Verdruß und die Vergeblichkeit seiner undankbaren Bemühungen nicht veranlasset werden, sich zu Tode — zu trinken. Der redliche Macrin würde sich nicht auf Unkosten seiner Freyheit und vielleicht seines Lebens in den Kopf sezen, aus einem *Caligula* einen Marc Aurel zu machen. Der wohlmeynende Diophant würde einsehen, wie wenig Hoffnung er sich zu machen habe, Leute, welche noch sehr weit entfernt sind, erträgliche Menschen zu seyn, in eine Engelähnliche Vollkommenheit hinein zu declamiren. — Doch genug von einer Materie, welche, um gehörig ausgeführt zu werden, eine eigene Abhandlung erfoderte!

Wie leicht es doch ist, seine nichts übels besorgende Leser in einen Labyrinth von Parenthesen und Digreßionen hineinzuführen, wenn man sich einmal über eine abergläubische Regelmäßigkeit hinausgesezt hat! Zwar haben wir die unsrigen schon lange benachrichtiget, daß wir uns bey Gelegenheit dergleichen Freyheiten erlauben würden. — Gleichwohl müssen wir gestehen, daß wir uns weder in diesem Stücke, noch, die Wahrheit

zu sagen, in irgend einem andern, Nachahmer zu bekommen wünschen. Nicht als ob uns bange davor sey, man werde Ordnung und Zusammenhang in dieser Geschichte vermissen; sondern weil es in der That unendlich mal leichter ist, Miscellanien zu schreiben, als ein ordentliches Werk, und es daher leicht geschehen könnte, daß ein junger Scribent, der sich seiner bessern Bequemlichkeit wegen unsrer Methode bedienen wollte, sich die Horazische Frage zuziehen könnte: Currente rota cur urceus exit? Und wenn auch dieses nicht zu besorgen wäre, so giebt es sehr wackere Leute, denen es schwer fällt, sich aus dergleichen mäandrischen Abschweifungen wieder herauszuhelfen, und, so bald es dem Verfasser beliebt, wieder auf den Punkt zu stehen, wo er mit ihnen ausgegangen ist. Was hat man uns, werden solche Leser zum Exempel fragen, in diesem ganzen Kapitel denn eigentlich sagen wollen? — Merken Sie auf, meine Herren, diß war es! — Daß dieser Dion, von dem die Rede war, und um den Sie sich übrigens (wie ich vermuthe) sehr wenig bekümmern, eine ganze Art von Prinzen, aber doch nicht ganz so sehr ein Held der Tugend gewesen sey, wie ihm ein gewisser ehrlicher Oberpriester zu Chäronea*) sich eingebildet; oder wenn man ihm eingestehen wollte, daß er's gewesen sey, eben dadurch an seinem Plaze nicht völlig so viel getaugt habe, als Sie, meine Herren, indem Sie ihrem Hauswesen wohl vorstehen, sich wohl mit ihrer Ge-

*) Plutarch.

Gemahlin betragen, ihr Rechnungsbuch in guter Ordnung halten, und was dergleichen mehr ist. — Nun verstehen wir einander doch?

Drittes Kapitel.

Eine Probe, daß die Philosophie so gut zaubern könne, als die Liebe.

Dion sah die Ausschweifungen des Dionysius mit der Verachtung eines kaltsinnigen Philosophen an, der keine Lust hatte, daran Theil zu nehmen; und mit dem Verdruß eines Staatsmannes, der sich in Gefahr sah, durch einen Haufen junger Wollüstlinge, Lustigmacher, Pantomimen und Narren von dem Ansehen, und dem Antheil an der Regierung, der ihm gebührte, nach und nach verdrängt zu werden. Bey solcher Bewandtniß hatte der Patriotismus das schönste Spiel. Die grosen Beweggründe der allgemeinen Wohlfahrt, die uneigennüzige Betrachtung der verderblichen Folgen, welche aus einer so schlimmen Beschaffenheit des Hofes über den ganzen Staat sich verbreiten mußten, wurden durch jene geheimern Triebfedern so kräftig unterstüzt: daß er den festen Entschluß faßte, alles zu versuchen,

um seinen Verwandten auf einen bessern Weg zu bringen.

Er urtheilte, den Grundsäzen Platons zufolge, daß die Unwissenheit des Dionysius, und die Gewohnheit unter dem niedriggesinntesten Pöbel (es waren gleichwohl junge Herren von sehr gutem Adel darunter) zu leben, die Hauptquelle seiner verdorbenen Neigungen sey. Diesemnach hielt er sich seiner Verbesserung versichert, wenn er die beste Gesellschaft um ihn her versammlen, und ihm diese edle Wissensbegierde einflösen könnte, welche bey denen, die von ihr begeistert sind, die animalischen Triebe, wo nicht gänzlich zu unterdrücken, doch gewiß zu dämmen und zu mäßigen pflegt. Er ließ also keine Gelegenheit vorbey (und die unzähligen Fehler, welche täglich in der Staatsverwaltung gemacht wurden, ließen ihm daran keinen Mangel) dem Tyrannen die Nothwendigkeit vorzustellen, Männer von einem grossen Ruf der Weisheit um sich zu haben. Er unterstüzte diese Vorstellung mit so vielen Bewegründen, daß unter einer Menge sehr erhabener, die an einem Dionysius verlohren giengen, sich endlich einer fand, der seine Eitelkeit interessierte. Doch selbst dieser schlüpfte nur leicht an den Ohren des jungen Fürsten hin; und wiewohl er gewohnt war, seinem beschwerlichen Oheim immer Recht zu geben: so würde doch schwerlich jemals mit Ernst an die Sache gedacht worden seyn;

wenn

wenn nicht ein kleiner physicalischer Umstand dazu gekommen wäre, der den Vorstellungen des weisen Dion eine Stärke gab, die nicht ihre eigene war.

Dionysius hatte, wir wissen nicht, aus welcher Veranlassung, seinem Hofe ein Fest gegeben, welches, nach der Versicherung der Geschichtschreiber, drey Monate in einem fort daurte. Die ausschweifendeste Einbildungskraft kann nicht weiter gehen, als Pracht und Schwelgerey bey diesem langwierigen Bacchanal getrieben wurden. Denn diesen Namen verdiente es um so mehr, weil, nachdem alle andre Erfindungen erschöpft waren, die lezten Tage des dritten Monats, welche in die Weinlese fielen, zu einer Vorstellung des Triumphes des Bacchus und seiner ganzen poetischen Geschichte angewendet wurden. Dionysius, der durch eine Anspielung auf seinen Namen den Bacchus vorstellte, suchte einen besondern Ruhm darinn, sein Urbild selbst hinter sich zurück zu lassen. Die Quellen der Natur wurden erschöpft, und die unmächtige Begierde, ihre Grenzen zu erweitern — Doch, wir wollen kein Gemählde machen, das bey Gegenständen dieser Art die Absicht, Abscheu zu erwecken, verfehlen könnte. Genug, daß Dionysius mit den Silenen, Nymphen, Faunen und Satyren, seinen Gehülfen, die Tiberen und Neronen der spätern Zeiten in die Unmöglichkeit sezte, etwas mehr als blose Copisten von ihm

zu seyn. Wer sollte sich vorstellen, daß aus einer so schlammichten Quelle die heftigste Liebe der Philosophie, und eine Reformation, welche ganz Sicilien und Griechenland in Erstaunen sezte, habe entspringen können? — Aber im Himmel und auf Erden sind eine Menge Dinge, wovon kein Wort in unserm Compendio steht, — sagt Shakespears Hamlet zu seinem Schulfreunde Horazio, — und sagt wahr.

Das unbändigste Temperament kann, so wie es Dionysius angieng, zu paaren getrieben werden. Der neue Bacchus, von der Unmäßigkeit, womit er eine so lange Zeit den Göttern der Freude geopfert hatte, erschöpft, sah sich endlich genöthigt, aufzuhören. Zum erstenmale seit dem berauschenden Augenblicke, da er sich im Besiz der Gewalt allen seinen Leidenschaften den Zügel zu lassen sah, fühlte er ein Leeres in sich, in welches er mit Grauen hineinschaute. Zum erstenmal fühlte er sich geneigt, Betrachtungen anzustellen, wenn er — das Vermögen dazu gehabt hätte. Aber mit einem lebhaften Unwillen über sich selbst und alle diejenigen, welche ihn zu einem Thiere zu machen geholfen hatten, erfuhr er izt, daß er nichts in sich habe, was er dem Eckel vor allen Vergnügungen der Sinne, und der Langenweile, die ihn verzehrte, entgegenstellen könnte. Was er indessen sehr lebhaft fühlte, war dieses: daß er mitten unter Gegenständen, welche ihm eine scheinbare

bare Gröse und Glückseligkeit ankündigten, sich selbst gegen über eine sehr elende Figur machte. Kurz, alle Fibern seines Wesens hatten so sehr nachgelassen, daß er in eine Art von dummer Schwermuth verfiel, aus welcher ihn alle seine Höflinge nicht heraus lachen, und alle seine Tänzerinnen nicht heraus tanzen konnten.

In diesem kläglichen Zustande, den ihm die natürliche Ungeduld seines Temperaments unerträglich machte, warf er sich in die Arme Dions, welcher während der lezten drey Monate in ein entferntes Landgut sich zurückgezogen hatte. Er hörte seine Vorstellungen mit einer Aufmerksamkeit an, deren er sonst niemals fähig gewesen war; und ergriff mit Verlangen die Vorschläge, welche ihm dieser Weise that, um so groß und glückselig zu werden, als er izt in seinen eigenen Augen verächtlich und elend war. Man kann sich also vorstellen, daß er nicht die mindesten Schwierigkeiten machte, den Plato unter allen Bedingungen, welche Dion in dessen Namen nur immer fodern konnte, an seinen Hof zu berufen; er, der in dem Zustande, worinn er war, sich von dem ersten besten Priester der Cybele hätte überreden lassen, mit Aufopferung der werthern Hälfte seiner selbst, in den Orden der Corybanten zu treten.

Dion wurde, bey so starken Anscheinungen zu einer vollkommenen Sinnesänderung des Tyrannen,

nen, von seiner Philosophie nicht wenig betrogen. Er schloß zwar sehr richtig, daß die Rasereyen des lezten Festes Gelegenheit dazu gegeben hätten. Aber darinn irrte er sehr, daß er (aus Vorurtheilen, die einer Philosophie eigen sind, welche gewohnt ist, die Seele und was in ihr vorgeht, allzusehr von der Maschine, in welche sie eingeflochten ist, abzusondern) nicht gewahr wurde, daß die guten Dispositionen des Dionysius ganz allein von einem physicalischen Eckel vor den Gegenständen, worinn er bisher sein einziges Vergnügen gesucht hatte, herrühreten. Er hielt die natürlichen Folgen der Ueberfüllung für Würkungen der Ueberzeugung, worinn er nunmehr stehe, daß die Freuden der Sinne nicht glücklich machen können. Er sezte voraus, daß eine Menge Sachen in seiner Seele vorgegangen seyen, woran Dionysens Seele weder gedacht hatte noch zu denken vermögend war. Kurz er beurtheilte (wie wir meistens zu thun pflegen) die Seele eines andern nach seiner eigenen: und gründete auf diese Voraussezung ein Gebäude von Hoffnungen, welches zu seinem grosen Erstaunen zusammenfiel, sobald Dionysius — wieder Nerven hatte.

Die Berufung des Plato war eine Sache, an welcher schon geraume Zeit gearbeitet worden war. Allein der Philosoph hatte grose Schwierigkeiten gemacht, und würde, (ungeachtet des Zuspruchs seiner

seiner Freunde, der **Pythagoräer** in Italien, welche die Bitten des Dions unterstüzten) auf seiner Verweigerung bestanden seyn, wenn die erfreulichen Nachrichten, welche Dion von der glücklichen Gemüthsverfassung des Tyrannen gab, und die dringenden Einladungen, die in desselben Namen an ihn ergiengen, ihm nicht Hoffnung gegeben hätten, der Schuzgeist Siciliens, und vielleicht der Stifter einer neuen Republik (nach dem Modell derjenigen, die er uns in seinen Schriften hinterlassen hat) werden zu können.

Plato erschien also am Hofe zu Syrakus mit aller Majestät eines Weisen, der sich durch die Gröse seines Geistes berechtigt hält, die Grosen der Welt für etwas weniger als seines gleichen anzusehen. Denn ob es gleich damals noch keine **Stoiker** gab, so pflegten doch die Philosophen von Profession bereits sehr bescheidentlich zu verstehen zu geben, daß sie in ihren eigenen Augen eine höhere Classe von Wesen ausmachten, als die übrigen Erdenbewohner. Dieses mal hatte die Philosophie das Glück, eine Figur zu machen, deren Glanz der hohen Einbildung ihrer Günstlinge gemäß war. Plato wurde wie ein Gott aufgenommen, und würkte durch seine blose Gegenwart eine Veränderung, welche, in den Augen der erstaunten Syrakusaner, nur ein Gott zu würken mächtig genug schien. In der That glich das Schauspiel, welches sie demjenigen, der diesen Hof vor

weni-

wenigen Wochen gesehen hatte, nunmehro darstellte, einem Werke der Zauberey. Aber — O! wie natürlich finden wir auch das ausserordentlichste, sobald wir die wahren Triebräder davon kennen!

Der erste Schritt, welchen der göttliche Plato in den Pallast des Dionysius that, wurde durch ein feyerliches Opfer, und die erste Stunde, worinn sie sich mit einander besprachen, durch eine Verbesserung, welche sich sogleich über den ganzen Hof ausbreitete, bezeichnet. In wenigen Tagen glaubte Plato, zu Athen in seiner Akademie zu seyn, so bescheiden und eingezogen sah alles in dem Hause des Prinzen aus. Die asiatische Verschwendung machte auf einmal der philosophischen Einfalt Plaz. Die Vorzimmer, welche vorher von schimmernden Gecken und allen Arten lustigmachender Personen gewimmelt hatten, stellten izt akademische Säle vor, wo man nichts als langbärtige Weise sah, welche einzeln und paarweise mit gesenktem Haupt und gerunzelter Stirne, in sich selbst und in ihre Mäntel eingehüllt, auf und ab schritten, bald alle zugleich, bald gar nichts, bald nur mit sich selbst sprachen, und wenn sie vielleicht am wenigsten dachten, eine so wichtige Mine machten, als ob der geringste unter ihnen mit nichts kleinerm umgienge, als die beste Gesezgebung zu erfinden, oder den Gestirnen einen regelmäsigern Lauf anzuweisen. Die üppigen Banquette, bey denen Komus und Bacchus mit tyrannischem Scepter die ganze Nacht

durch

durch geherrschet hatten, verwandelten sich in pythagorische Mahlzeiten, wo man sich an Gesprächen über die erhabensten Gegenstände des menschlichen Verstandes sättigte. Statt frecher Pantomimen und wollüstiger Flöten liessen sich Hymnen zum Lob der Götter und der Tugend hören; und, um den Gaum zum Reden anzufeuchten, trank man aus kleinen sokratischen Bechern Wasser mit Wein vermischt.

Dionysius faßte eine Art von Leidenschaft für den Philosophen. Plato mußte immer um ihn seyn, ihn aller Orten begleiten, zu allem seine Meynung sagen. Die begeisterte Einbildungskraft dieses sonderbaren Mannes, welche vermöge der natürlichen Ansteckungskraft des Enthusiasmus sich auch seinen Zuhörern mittheilte, würkte so mächtig auf die Seele des Prinzen, daß er ihn nie genug hören konnte. Die Stunden däuchten ihn kürzer, wenn Plato sprach, als ehemals in der Gesellschaft der kunsterfahrensten Buhlerinnen. Alles, was der Weise sagte, war so schön, so erhaben, so wunderbar! erhob den Geist so weit über sich selbst! warf Stralen von so göttlichem Licht in das Dunkel der Seele! In der That konnte es nicht anders seyn, da die gemeinsten Ideen der Philosophie für Dionysen den frischesten Reiz der Neuheit hatten. Und, nehmen wir zu allem diesem noch, daß er das wenigste recht verstund, (ob er gleich, wie viele andere seines gleichen, zu

eitel war, es merken zu lassen) noch alles verstehen konnte, weil der begeisterte Plato sich würklich zuweilen selbst nicht allzuwohl verstund; bedenken wir die erstaunliche Gewalt, welche ein in schimmernde Bilder eingekleidetes **Galimathias** über die Unwissenden zu haben pflegt: so werden wir begreiffen, daß niemals etwas natürlichers gewesen ist, als der ausserordentliche Geschmack, welchen Dionysius an dem **Gott der Philosophen**, (wie ihn Cicero nennet) fand; zumal da er noch überdies ein feiner stattlicher Mann war, und sehr wohl zu leben wußte. Ohne daß sich die Ueberredungskunst des göttlichen Plato, oder die Contagion der philosophischen Schwärmerey darein mischte, theilte sich die plözliche Wissensbegierde des Dionysius, sobald man sah daß es Ernst war, allen seinen Höflingen mit. Nicht als ob ihnen viel daran gelegen gewesen wäre, ihre kleinen Affenseelen nach dem **göttlichen Modell der Ideen** umzubilden, oder als ob sie sich darum bekümmert hätten, was in den **überhimmlischen Räumen** zu sehen sey. Aber sie thaten doch dergleichen. Der Ton der Philosophie war nun einmal Mode. Man mußte **Metaphysik** in **geometrischen Ausdrücken** reden, um sich dem Fürsten angenehm zu machen. Man trug also am ganzen Hofe keine andre als philosophische Mäntel. Alle Säle des Pallasts waren, nach Art der Gymnasien, mit Sande bestreut, um mit allen den Dreyecken, Vierecken, Pyramiden, Achtecken und Zwanzigecken überschrieben

zu

zu werden, aus welchen Plato seinen Gott diese schöne Welt zusammenleimen läßt. Alle Leute, bis auf die Köche, sprachen Philosophie, hatten ihr Gesicht in irgend eine geometrische Figur verzogen, und disputierten über **Materie** und **Form**, über das, was ist, und was nicht ist, über die beyden **Enden** des **Guten** und **Bösen**, und über die **beste Republik**. Alles dieses machte freylich ein ziemlich seltsames Aussehen, und konnte den Verdacht erwecken, als ob Plato an dem syrakusischen Hofe vielmehr die Rolle eines aufgeblasenen Pedanten unter einem Haufen unbärtiger Schüler, als die Rolle eines Weisen gespielt habe, der sich einen grosen Zweck vorgesezt hat, und die Mittel dazu nach den Umständen des Orts, der Zeit und der Personen klüglich zu bestimmen weiß. Aber man würde sich irren. Er hatte an den lächerlichen Ausschweifungen der Hofleute wenig Antheil; ob er gleich ganz gern sah, daß diese unnüze Hummeln, welche er nicht auf einmal austreiben konnte, auf solche Spielwerke verfielen, die doch immer als eine Art von **Vorübungen** angesehen werden konnten, wodurch sie unvermerkt von ihren vorigen Gewohnheiten abgezogen, und durch den Geschmack an Wissenschaft zu der allgemeinen Verbesserung, welche er zu bewirken hoffte, vorbereitet wurden. Allein seine eigene hauptsächlichsten Bemühungen bezogen sich unmittelbar auf den Dionysius selbst; und indem er ihn durch die Reizungen seines Umgangs und seiner Beredsamkeit zu humanisieren, und an

sich

sich zu gewöhnen suchte: trachtete er, ohne es allzu deutlich zu erkennen zu geben, dahin, ihm die Verachtung seines vorigen Zustandes, die Liebe der Tugend, Begierden nach ruhmwürdigen Thaten, kurz, solche Gesinnungen einzuflösen, welche ihn durch unmerkliche Grade von sich selbst auf die Gedanken bringen würden, ein unrechtmäßiges Diadem von sich zu werfen, und sich an der Ehre, der erste unter seines gleichen zu seyn, genügen zu lassen. Die Anscheinungen liessen ihn den vollkommensten Erfolg hoffen. Dionys schien in wenigen Tagen, nicht mehr der vorige Mann zu seyn. Seine Wissensbegierde, seine Gelehrigkeit gegen die Räthe des Philosophen, das Sanfte und Ruhige in seinem ganzen Betragen, übertraf alles was sich Dion von ihm versprochen hatte. Ganz Syrakus empfand sogleich die Würkungen dieser glücklichen Veränderung. Er gieng mit einer unglaublichen Behendigkeit von dem höchsten Grade des tyrannischen Uebermuths zu der Popularität eines athenienſischen Archonten über. Er sezte alle Tage einige Stunden aus, um jedermann mit einnehmender Leutseligkeit anzuhören, — nannte sie Mitbürger, — wünschte sie alle glücklich machen zu können; — fieng würklich an, verschiedene gute Anordnungen zu machen, und erweckte, durch so viele günstige Vorzeichen, die allgemeine Erwartung einer glückseligen Revolution, welche nun auf einmal der Gegenstand aller Wünsche, und der Inhalt aller Gespräche unter dem Volke wurde.

Es könnte genug seyn, gegen diejenigen, die eine so grosse und schnelle Verwandlung eines Prinzen, den wir für ein kleines Ungeheuer von Lastern und Ausschweifungen gegeben haben, unglaublich finden möchten, uns auf die einhellige Aussage der Geschichtschreiber zu berufen. Aber wir können noch mehr thun; es ist leicht, die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit derselben begreiflich zu machen. Aufmerksame Leser, welche einige Kenntniß des menschlichen Herzens besizen, werden die Gründe hierzu in unsrer bisherigen Erzählung schon von selbsten entdeckt haben. In einem Gemüthszustande, worinn die Leidenschaften schweigen, wo uns vor den Ergözungen der Sinne eckelt, und der Mangel an angenehmen Eindrücken uns in einen beschwerlichen Mittelstand zwischen Seyn und Nichtseyn versenkt, — in einem solchen Zustande ist die Seele begierig, jeden Gegenstand zu umfassen, der sie aus diesem unleidlichen Stillstand ihrer Kräfte ziehen kann, und am besten aufgelegt, den Reiz sittlicher und intellectualischer Schönheiten zu empfinden. Allerdings würde ein trockner Zergliederer metaphysischer Begriffe sich nicht dazu geschickt haben solche Gegenstände für einen Menschen zuzurichten, der zu einer scharfen Aufmerksamkeit eben so ungeduldig als unvermögend war. Allein die Beredsamkeit des Homers der Philosophen wußte sie auf eine so reizende Art für die Einbildungskraft zu verkörpern, wußte die Leidenschaften und innersten Triebe des Herzens so geschickt für sie ins Spiel zu sezen, daß sie nicht anders als gefallen und

rühren konnten. Hiezu kam noch die Jugend des Tyrannen, welche seine noch nicht verhärtete Seele neuer Eindrücke fähig machte. Warum sollte es also nicht möglich gewesen seyn, ihm unter solchen Umständen auf etliche Wochen die Liebe der Tugend einzuflösen, da hiezu weiter nichts nöthig war, als seinen Neigungen unvermerkt andre Gegenstände an die Stelle derjenigen, deren er überdrüssig war, zu unterschieben? In der That war seine Bekehrung nichts anders, als daß er nunmehr, anstatt irgend einer Wollust athmenden Nymphe, ein schönes Phantom der Tugend umarmte, und statt, in syrakusischem Weine, sich in platonischen Ideen berauschte. Eben diese Eitelkeit, welche ihn vor weniger Zeit angetrieben hatte, mit dem Bacchus und einer andern Gottheit, welche wir nicht nennen dürfen, in die Wette zu eifern, kizelte sich izt durch die Vorstellung, als Regent und Gesezgeber den Glanz der berühmtesten Männer vor ihm zu verdunkeln, die Augen der Welt auf sich zu heften, sich von allen bewundert, und von den Weisen selbst vergöttert zu sehen.

Daß dieses Urtheil von der Bekehrung des Dionysius richtig sey, hat sich in der Folge würklich bewiesen; und man hätte, däucht uns, ohne die Gabe der Divination zu besizen, voraus sehen können, daß eine so plözliche Veränderung keinen Bestand haben werde. Aber wie sollten die in einer grossen Angelegenheit verwickelten Personen fähig seyn, so gelassen und uneingenommen davon zu urtheilen, wie entfernte Zuschauer, wel-

che das Ganze bereits vor sich liegen haben, und bey einer kalten Untersuchung des Zusammenhangs aller Umstände sehr leicht mit vieler Zuverläsigkeit beweisen, daß es nicht anders habe gehen können, als wie sie wissen, daß es gegangen ist? Plato selbst ließ sich von den Anscheinungen betrügen, weil sie seinen Wünschen gemäß waren, und ihm zu beweisen schienen, wie viel er vermöge. Die voreilige Freude über einen glücklichen Erfolg, dessen er sich schon versichert hielt, ließ ihm nicht zu, sich alle die Hindernisse, die seine Bemühungen vereiteln konnten, in der gehörigen Stärke vorzustellen, und in Zeiten darauf bedacht zu seyn, wie er ihnen zuvorkommen möchte: Gewohnt, in den ruhigen Spaziergängen seiner Akademie unter gelehrigen Schülern idealische Republiken zu bauen, hielt er die Rolle, die er an dem Hofe zu Syrakus zu spielen übernommen hatte, für leichter, als sie in der That war. Er schlos immer richtig aus seinen Prämissen; aber seine Prämissen sezten immer mehr voraus, als war: und er bewies durch sein Exempel, daß keine Leute mehr durch den Schein der Dinge hintergangen werden, als eben diejenige, welche ihr ganzes Leben damit zubringen, inter sylvas Academi dem, was wahrhaftig ist, nachzuspähen. In der That hat man zu allen Zeiten gesehen, daß es den speculativen Geistern nicht geglückt hat, wenn sie sich, aus ihrer philosophischen Sphäre heraus, auf irgend einen grossen Schauplaz des würksamen Lebens gewaget haben. Und wie hätte es an-

ders seyn können, da sie gewohnt sind, in ihren Utopien und Atlantiden zuerst die Gesezgebung zu erfinden, und erst, wenn sie damit fertig sind, sich so genannte Menschen zu schnizeln, welche eben so richtig nach diesen Gesezen handeln müssen, wie ein Uhrwerk durch den innerlichen Zwang seines Mechanismus die Bewegungen macht, welche der Künstler haben will? Es ist leicht genug zu sehen, daß es in der würklichen Welt gerade umgekehrt ist. Die Menschen in derselben sind nun einmal, wie sie sind; und der grosse Punkt ist, diejenige, die man vor sich hat, nach allen Umständen und Verhältnissen so lange zu studieren, bis man so genau als möglich weiß, wie sie sind. So bald ihr das wißt, so geben sich die Regeln, wornach ihr sie behandeln müßt, von sich selbst; und dann erst ist es Zeit, moralische Projekte zu machen! Aber o! ihr grossen Lichter unsers aufgeklärtesten Jahrhunderts, wann glaubt ihr, daß diese Zeit für das Menschengeschlecht kommen werde?

Viertes Kapitel.

Philistus und Timokrates.

Während, daß die Philosophie und die Tugend durch die Beredsamkeit eines einzigen Mannes eine so ausserordentliche Veränderung der Scene an dem Hofe zu Syrakus hervorbrachte, waren die ehmaligen Vertrauten des Dionysius sehr weit davon entfernt, die Vortheile, welche sie von der vorigen Denkungsart dieses Prinzen gezogen hatten, so willig hinzugeben, als man es aus ihrem äusserlichen Bezeugen hätte schliessen sollen. Als schlaue Höflinge wußten sie zwar, ihren Unmuth über die sonderbare Gunst, worinn Plato bey demselben stund, künstlich zu verbergen. Gewohnt, sich nach dem Geschmacke des Prinzen zu modeln, und alle Gestalten anzunehmen, unter welchen sie ihm gefallen oder zu ihren geheimen Absichten gelangen konnten, hatten sie, so bald die neue Laune ihres Herrn bekannt war, die ganze Aussenseite des philosophischen Enthusiasmus mit eben der Leichtigkeit angenommen, womit sie eine Maske angezogen hätten. Sie waren die ersten, die dem übrigen Hofe hierinn mit ihrem Beyspiel vorgiengen. Sie verdoppelten ihre Aufwartung bey dem Prinzen Dion, dessen Ansehen seit Platons Ankunft sehr gestiegen war. Sie waren die erklärten Bewunderer des

Philosophen. Sie lächelten ihm Beyfall entgegen, so bald er nur den Mund aufthat. Alle seine Vorschläge und Maasnehmungen hiessen ihnen bewundernswürdig. Sie wußten nichts daran auszusezen; oder wenn sie ja Einwürfe machten, so war es nur, um sich belehren zu lassen, und, auf die erste Antwort, sich seiner höhern Weisheit überwunden zu geben. Sie suchten seine Freundschaft mit einem Eifer, worüber sie den Fürsten selbst zu vernachläsigen schienen; und besonders liessen sie sich sehr angelegen seyn, die Vorurtheile zu zerstreuen, die man von der vorigen Staatsverwaltung wider sie gefaßt haben konnte. Durch diese Kunstgriffe erreichten sie zwar ihre Absicht, den weisen Plato sicher zu machen, nicht so vollkommen, daß er nicht immer einiges gerechtes Mißtrauen in die Aufrichtigkeit ihres Bezeugens gesezt hätte; allein da sie gar nicht zweifelten, daß er sie beobachten würde, so war es ihnen leicht, sich so zu betragen, daß er mit aller seiner Scharfsinnigkeit nichts sah. Sie vermieden alles, was ihrer Aufführung einen Schein von Zurückhaltung, Zweydeutigkeit und Geheimniß hätte geben können, und nahmen ein so natürliches und einfaches Wesen an, daß man entweder ihres gleichen seyn, oder betrogen werden mußte. Diese schöne Kunst ist eine von denen, in welchen nur den Hofleuten gegeben ist, Meister zu seyn. Man konnte die Tugend selbst herausfordern, in einem höhern Grad und mit besserm Anstand

stand

stand Tugend zu scheinen, als diese Leute es in ihrer Gewalt haben, die eigentlichste Mine, Farbe, und äusserliche Grazie derselben an sich zu nehmen, — so bald es ein Mittel zu ihren Absichten werden kann. *) Was wir hier sagen, versteht sich insonderheit von zween, welche bey dieser Veränderung des Tyrannen am meisten zu verlieren hatten. **Philistus** war bisher der vertrauteste unter seinen Ministern, und **Timokrates** sein Liebling gewesen. Beyde hatten sich mit einer Eintracht, welche ihrer Klugheit Ehre machte, in sein Herz, in die höch-

(*) Dieses Kapitel, so wie überhaupt die ganze Geschichte Agathons, ist bekanntermasen zu einer Zeit geschrieben worden, da der Verfasser fern von den Höfen und dem, was man die grosse Welt nennt, in einer kleinen Reichsstadt lebte; und wenn er bey dieser neuen Ausgabe Bedenken getragen hat, in den Schilderungen des Dionysius und seines Hofes beträchtliche Aenderungen zu machen, so ist es blos aus Achtung gegen das Urtheil einer Menge von Kennern aus der grossen Welt geschehen, welche ihn versichert haben, daß er die Natur nirgends besser getroffen. Uebrigens tröstet er sich damit, daß er sogar von dem verdorbnen Hofe eines Dionysius noch lange nicht so viel Böses gesagt hat, als Montesquieu im 5. Kap. des 3ten Buchs des Esprit des Loix von den Hofleuten überhaupt.

ſte Gewalt (worzu er nur ſeinen Namen hergab) und in einen beträchtlichen Theil ſeiner Einkünfte getheilt. Izt zog die gemeinſchaftliche Gefahr das Band ihrer Freundſchaft noch enger zuſammen. Sie entdeckten einander ihre Beſorgniſſe, ihre Bemerkungen, ihre Anſchläge. Sie redeten die Maasregeln mit einander ab, die in ſo kritiſchen Umſtänden eingenommen werden mußten; und giengen, weil ſie die ſchwache Seite des Tyrannen beſſer kannten, als irgend ein andrer, mit ſo vieler Schlauheit zu Werke, daß es ihnen nach und nach glückte, ihn gegen Platon und Dion einzunehmen, ohne daß er merkte, was ſie im Schilde führten. Wir haben ſchon angemerkt, daß die Syrakuſaner (vermöge einer Eigenſchaft, welche aller Orten das Volk charakteriſiert) der Hoffnung, durch Vermittlung des Platon ihre alte Freyheit wieder zu erlangen, mit einer ſo voreiligen Freude ſich überlieſſen, daß die bevorſtehende Staatsveränderung der Inhalt aller Geſpräche wurde. In der That gieng die Abſicht Dions bey Berufung ſeines Freundes auf nichts geringers. Beyde waren gleich erklärte Feinde der Tyrannie und der Demokratie. Denn ſie hielten für ausgemacht, (mit welchem Grunde wollen wir hier nicht entſcheiden) daß beyde, wiewohl unter verſchiedenen Geſtalten und durch verſchiedene Wege, am Ende in einem Punkte, nämlich in Mangel der Ordnung und Sicherheit, in Unterdrückung und Sklaverey, zuſammenliefen. Sie waren beyde für diejenige Art

der

der Aristokratie eingenommen, worinn das Volk zwar vor aller Unterdrückung hinlänglich sicher gestellt, folglich die Gewalt der Edeln, oder, wie man bey den Griechen sagte, der Besten, durch unzerbrechliche Ketten gefesselt ist; hingegen die eigentliche Staatsverwaltung nur bey einer kleinen Anzahl liegt, welche eine genaue Rechenschaft abzulegen verbunden sind. Es war also würklich ihr Vorhaben die Tyrannie (oder was man zu unsern Zeiten eine uneingeschränkte Monarchie nennt) aus dem ganzen Sicilien zu verbannen, und die Verfassung dieser Insel in die vorbemeldte Form zu giessen. Dem Dionysius zu gefallen, oder vielmehr, weil nach Platons Meynung die vollkommenste Staatsform eine Zusammensezung aus der Monarchie, Aristokratie und Demokratie seyn mußte, wollten sie ihrer neuen Republik zween Könige geben, welche in derselben eben das vorstellen sollten was die Könige in Sparta; und Dionysius sollte einer von densetben seyn. Dieses waren ungefehr die Grundlinien ihres Entwurfs. Sie liessen keine Gelegenheit vorbey, dem Prinzen die Vortheile einer gesezmäsigen Regierung anzupreisen; aber sie waren zu klug, von einer so delicaten Sache, als die Einführung einer republikanischen Verfassung war, vor der Zeit zu reden, und den Tyrannen, eh ihn Plato vollkommen zahm und bildsam gemacht haben würde, durch eine unzeitige Entdeckung ihrer Absichten

in seine natürliche Wildheit wieder **hinein zu** schrecken. Unglücklicher Weise war das Volk so vieler Mässigung nicht fähig, und dachte auch ganz anders über den Gebrauch, den es von seiner Freyheit machen wollte. Ein jeder hatte dabey eine gewisse Absicht die er noch bey sich behielt, und die gerade zu auf irgend einen Privatvortheil gieng. Jeder hielt sich für mehr als fähig, dem gemeinen Wesen gerade in dem Posten zu dienen, wozu er die wenigste Fähigkeit hatte, oder hatte sonst seine kleine Forderungen zu machen, welche er schlechterdings bewilligt haben wollte. Die Syrakusaner verlangten also eine **Demokratie**; und da sie sich ganz nahe bey dem Ziel ihrer Wünsche glauben, so sprachen sie laut genug davon, daß Philistus und seine Freunde Gelegenheit bekamen, den Tyrannen aus seinem angenehmen platonischen Enthusiasmus zu sich selbst zurück zu rufen.

Das erste, was sie thaten, war, daß sie ihm die Gesinnungen des Volkes, und die zwar von aussen noch nicht merklich in die Augen fallende, aber innerlich desto stärker gährende Bewegung desselben mit sehr lebhaften Farben, und mit ziemlicher Vergrösserung der Umstände, vormalten. Sie thaten dieses mit vieler Vorsichtigkeit, in gelegenen Augenblicken, nach und nach, und auf eine solche Art, daß es dem Dionysius scheinen mußte, als ob ihm endlich die Augen von selbst aufgiengen. Dabey versäumten sie keine Gelegenheit, den Plato und den Prinzen Dion bis in

die

die Wolken zu erheben. Besonders sprachen sie in Ausdrücken, welche von der schlauesten Bosheit gewählt wurden, von der ausserordentlichen Hochachtung, in welche sich diese Männer bey dem Volke sezten. Um den Tyrannen desto aufmerksamer zu machen, wußten sie es, durch tausend geheime Wege, wobey sie selbst nicht zum Vorschein kamen, dahin einzuleiten, daß häufige und zahlreiche Privatversammlungen in der Stadt angestellt wurden, wozu Dion und Plato, oder doch immer jemand von den besondern Vertrauten des einen oder des andern, eingeladen wurde. Diese Versammlungen waren zwar nur auf Gastmähler und freundschaftliche Ergözungen angesehen; aber sie gaben doch dem Philistus und seinen Freunden Gelegenheit, mit einer Art davon zu reden, wodurch sie den Schein politischer Zusammenkünfte bekamen; und dieß war alles, was sie wollten. Durch diese und andre dergleichen Kunstgriffe gelang es ihnen endlich, dem Dionysius Argwohn beyzubringen. Er fieng an, in die Aufrichtigkeit seines neuen Freundes ein desto grösseres Mißtrauen zu sezen, da er über das besondere Verständniß, welches er zwischen ihm und dem Dion wahrnahm, eifersüchtig war. Um desto bälder ins Klare zu kommen, hielt er für das Sicherste, den seit einiger Zeit vernachläsigten Timokrates wieder an sich zu ziehen; und, so bald er sich versichert hätte, daß er wieder auf seine Ergebenheit zählen könne, ihm sei-

ne

ne Wahrnehmungen und geheimen Besorgnisse zu entdecken. Der schlaue Günstling stellte sich anfangs, als ob er nicht glauben könne, daß die Syrakusaner im Ernste mit einem solchen Vorhaben umgehen sollten! „Wenigstens (sagte er mit der ehrlichsten Mine von der Welt) könne er sich nicht vorstellen, daß Plato und Dion den mindesten Antheil daran haben sollten. Gleichwohl müsse er gestehen, daß, seitdem der erste sich am Hofe befinde, die Syrakusaner von einem seltsamen Geiste beseelt, und zu den ausschweifenden Einbildungen, welche sie sich zu machen schienen, vielleicht durch das ausserordentliche Ansehen verleitet würden, worinn dieser Philosoph bey dem Prinzen stehe. Es sey nicht unmöglich, daß die Republikanisch-Gesinnte sich Hoffnung machten, Gelegenheit zu finden, indessen, daß der Hof die Gestalt einer Akademie gewönne, dem Staat unvermerkt die Gestalt einer Demokratie zu geben. Indessen seze er doch nicht Vertrauen genug in seine eigene Einsicht, seinem Herrn und Freunde in so schlüpfrigen Umständen einen sichern Rath zu geben. Philistus, dessen Treue dem Prinzen längst bekannt sey, würde durch seine Erfahrenheit in Staatsgeschäfften unendlich mal geschickter seyn, einer Sache von dieser Art auf den Grund zu sehen."

Dionysius hatte so wenig Lust sich einer Gewalt zu begeben, deren Werth er, so wie seine

Fi-

Fibern, wieder elastischer wurden, von Tag zu Tag wieder stärker zu empfinden begann: daß die Einstreuungen seines Günstlings ihre ganze Würkung thaten. Er trug ihm auf, mit der nöthigen Vorsichtigkeit den Philistus noch in der nämlichen Nacht in sein Cabinet zu führen, um sich über diese Dinge mit ihm zu besprechen, und die Gedanken desselben zu vernehmen. Es geschah. Philistus vollendete, was Timokrates angefangen hatte. Er entdeckte dem Prinzen alles, was er beobachtet zu haben vorgab; nämlich gerade so viel, als nöthig war, um ihn in den Gedanken zu bestärken, daß ein geheimes Complot zu einer Staatsveränderung im Werke sey, welches zwar noch nicht zu seiner Reife gekommen, aber doch so beschaffen sey, daß es Aufmerksamkeit verdiene. Und wer kann der Urheber eines solchen Complots seyn, fragte Dionysius? Hier stellte sich Philistus verlegen. „Er hoffe nicht, sagte er, daß es schon so weit gekommen sey; Dion bezeuge so gute Gesinnungen für den Prinzen. —“ Rede aufrichtig, wie du denkst, fiel ihm Dionysius ein, was hältst du von diesem Dion? Keine Complimente! Du brauchst mich nicht daran zu erinnern, daß er meiner Schwester Mann ist; ich weiß es nur zu wohl, und ich traue ihm nichts desto besser. Er ist ehrgeizig — „dieß ist er“ — finster, zurückhaltend, in sich selbst eingeschlossen. — „In der That, dieß ist er (nahm Philistus das Wort) und wer ihn genau beobachtete, ohne vorhin eine bessere Meynung von ihm gefaßt zu haben, würde sich des Argwohns kaum er-

wehren können, daß er mißvergnügt sey und Gedanken in sich selbst ausarbeite, die er nicht für gut befinde, Andern mitzutheilen." Glaubst du das, Philistus? (fiel der Prinz ein) so hab' ich immer von ihm gedacht. Wenn Syrakus unruhig ist, und mit Neuerungen umgeht, so darfst du versichert seyn, daß Dion die Triebfeder davon ist. Wir müssen ihn genauer beobachten! „Wenigstens ist es sonderbar (fuhr Philistus fort) daß er seit einiger Zeit so eifrig ist, sich der Freundschaft der angesehensten Bürger zu versichern." (Hier führte er einige Umstände an, welche, durch die Wendung die er ihnen gab, seine Wahrnehmung bestätigen konnten.) „Wenn ein Mann von solcher Wichtigkeit, wie Dion, sich herabläßt, eine Popularität anzunehmen, die so gänzlich wider seinen Charakter ist; so kann man glauben, daß er Absichten hat: und wenn Dion Absichten hat, so gehen sie gewiß auf keine Kleinigkeiten. Was es aber auch seyn mag, so bin ich gewiß (sezte er mit einer bedeutungsvollen Mine hinzu) daß Platon, ungeachtet der engen Freundschaft, die zwischen ihnen obwaltet, zu tugendhaft ist, um an heimlichen Anschlägen, gegen einen Prinzen der ihn mit Ehre und Wohlthaten überhäuft, Theil zu nehmen." Soll ich dir sagen, was ich denke? (erwiederte der Prinz) Diese Philosophen, von denen man so viel Wesens macht, sind eine ganz unschuldige Art von Geschöpfen. In der That, ich sehe nicht, daß an ihrer Philosophie so viel gefährliches seyn sollte, als die Leute sich einbilden. Ich liebe,

zum

zum Exempel, diesen Platon, weil er angenehm im Umgang ist. Er hat sich seltsame Dinge in den Kopf gesezt; man könnte sichs nicht schnackischer träumen lassen; aber eben das belustigt mich. Und bey allem dem muß man ihm den Vorzug lassen, daß er gut spricht. Es hört sich ihm recht angenehm zu, wenn er euch von der Insel Atlantis und von den Sachen in der andern Welt eben so umständlich und zuversichtlich spricht, als ob er mit dem nächsten Marktschiffe aus dem Mond angekommen wäre. (Hier lachten die beyden Vertrauten, als ob sie nicht aufhören könnten, über einen so sinnreichen Einfall, und Dionysius lachte mit.) Ihr mögt lachen, so lang ihr wollt, fuhr er fort; aber meinen Plato sollt ihr mir gelten lassen! Er ist der gutherzigste Mensch von der Welt; und wenn man seine Philosophie, seinen Bart und seine hieroglyphische Physionomie zusammen nimmt, so muß man gestehen, daß das Ganze eine Art von Leuten macht, womit man sich, in Ermanglung eines bessern, die Zeit vertreiben kann. (O göttlicher Platon! du, der sich einbildete, das Herz dieses Prinzen in seiner Hand zu haben; du der sich das grosse Werk zutraute, einen weisen und tugendhaften Mann aus ihm zu machen! Warum standest du nicht in diesem Augenblick hinter einer Tapete, und hörtest diese schmeichelhafte Apologie, wodurch er den Geschmack, den er an dir fand, in den Augen seiner Höflinge zu rechtfertigen suchte!)

In

In der That, sagte Timokrates, die Musen könnten nicht angenehmer reden als Plato; ich wüßte nicht, was er einen nicht überreden könnte, wenn er sichs in den Kopf gesezt hätte. Du willst vielleicht scherzen, fiel ihm der Prinz ein; aber ich versichre dich, es hat wenig gefehlt, daß er mich nicht dazu gebracht hätte, Sicilien fahren zu lassen, und eine philosophische Reise nach Memphis und zu den Pyramiden und Gymnosophisten anzustellen, die seiner Beschreibung nach eine seltsame Art von Creaturen seyn müssen. — Wenn ihre Weiber so schön sind, wie er sagt, so mag es keine schlimme Parthie seyn, den Tanz der Sphären mit ihnen zu tanzen; denn sie leben in dem Stande der vollkommen schönen Natur, und treten dir, allein in ihre eigenthümliche Reizungen gekleidet, mit einer so triumphirenden Mine unter die Augen, als die schönste Syrakusanerin in ihrem reichsten Puz. Dionysius war, wie man sieht, in einer Laune, welche den erhabenen Absichten seines Hofphilosophen nicht sehr günstig war. Auch baute der schlaue Timokrates, der nur eines Winkes hiezu bedurfte, stehendes Fusses auf diese gute Anlage ein kleines Projekt, wovon er sich eine besondere Würkung versprach. Aber der weiter sehende Philistus fand nicht für gut, seinen Herrn in dieser leichtsinnigen Laune fortsprudeln zu lassen. Ihr scherzet über die Würkungen der Beredsamkeit Platons, sprach er: Es ist nur allzugewiß, daß

er

er in dieser Kunst seines gleichen nicht hat. Aber eben dieses würde mir nicht wenig Sorge machen, wenn er der rechtschaffene Mann nicht wäre, für den ich ihn halte. Die Macht der Beredsamkeit übertrifft alle andre Macht; sie ist fähig, fünfzigtausend Arme nach dem Gefallen eines einzigen wehrlosen Mannes in Bewegung zu sezen, oder zu entnerven. Wenn Dion, wie es scheint, irgend ein gefährliches Vorhaben brütete, und Mittel fände, diesen überredenden Sophisten auf seine Seite zu bringen: so besorg' ich, Dionysius könnte das Vergnügen seiner sinnreichen Unterhaltung theuer bezahlen müssen. Man weiß, was die Beredsamkeit zu Athen vermag, und es fehlt den Syrakusanern nichts als ein paar solche Wortkünstler, die ihnen den Kopf mit Figuren und Bildern warm machen: so werden sie Athenienser seyn wollen, und der Erste Beste, der sich an ihre Spize stellt, wird aus ihnen machen, was er will.

Philistus sah, daß sein Herr bey diesen Worten auf einmal tiefsinnig wurde. Er schloß daraus, daß etwas in seinem Gemüth arbeitete, und hielt inn. Was für ein Thor ich war! rief Dionysius aus, nachdem er eine Weile mit gesenktem Kopfe zu staunen geschienen hatte. Das war wohl der Genius meines guten Glücks, der mir eingab, dich diesen Abend zu mir rufen zu lassen! Die Augen gehen mir auf einmal auf. Wozu mich diese Leute mit ihren Dreyecken und Schlußreden nicht ge-

bracht hätten! Kannst du dir wohl einbilden, daß mich dieser Plato mit seinem glatten Geschwätze beynahe überredet hätte, mein stehendes Kriegsheer, und sogar meine Leibwache nach Hause zu schicken? Ha! nun seh ich, wohin alle diese schönen Vergleichungen eines Fürsten mit einem Vater im Schoose seiner Familie, und mit einem Säugling an der Brust seiner Amme, und was weiß ich, mit was noch mehr, abgesehen waren! Die Verräther wollten mich durch diese süssen Wiegenlieder erst einschläfern, hernach entwaffnen, und zulezt, wenn sie mich dahin gebracht hätten, daß ich weder Arme noch Beine nach meinem Gefallen hätte rühren können, würden sie mich im ganzen Ernst zu ihrem Wickelkinde, zu ihrer Puppe, und wozu es ihnen eingefallen wäre, gemacht haben! Aber sie sollen mir die Erfindung bezahlen! Ich will diesem verrätherischen Dion — Bist du albern genug, Philistus, dir einzubilden, daß er sich einfallen lasse, diese Spießbürger von Syrakus in Freyheit zu sezen? Regieren will er, Philistus! Das will er; und darum hat er diesen Plato an meinen Hof kommen lassen, der mir, indessen daß jener das Volk zur Empörung reizen, und sich einen Anhang machen würde, so lange und so viel von Gerechtigkeit und Wohlthun und goldnen Zeiten und väterlicher Regierung vorschwazen sollte, bis ich mich überreden liesse, meine Galeeren zu entwaffnen, meine Trabanten zu entlassen, und

mich

mich am Ende, in Begleitung eines von diesen zottelbärtigen Knaben, die der Sophist mit sich gebracht hat, als einen Neuangeworbenen nach Athen in die Akademie schicken zu lassen, um unter einem Schwarm junger Gecken darüber zu disputiren, ob Dionysius recht oder unrecht gethan habe, sich in einer so armseligen Mausfalle fangen zu lassen.

Aber ists möglich, fragte Philistus mit angenommener Verwunderung, daß Plato den sinnlosen Einfall haben konnte, meinem Prinzen solche Räthe zu geben?

Es ist möglich, weil ich dir sage, daß ers gethan hat. Ich habe selbst Mühe, zu begreiffen, wie ich mich von diesem Schwäzer bezaubern lassen konnte.

Das soll sich Dionysius nicht verdriessen lassen, erwiederte der gefällige Philistus. Plato ist in der That ein groser Mann in seiner Art; ein vortrefflicher Mann, wenn es darauf ankömmt, den Entwurf zu einer Welt zu machen, oder zu beweisen, daß der Schnee nicht weiß ist. Aber seine Regierungsmaximen sind, wie es scheint, ein wenig unsicher in der Ausübung. In der That, das würde den Atheniensern was zu reden gegeben haben, und es wäre wahrlich kein kleiner Triumph für die Philosophie gewesen, wenn ein einziger Sophist, ohne Schwerdtschlag, durch die blose Zauberkraft seiner Worte zu Stande gebracht

 hätte,

hätte, was seine Mitbürger durch grose Flotten und Kriegsheere vergeblich unternommen haben. Es ist mir unerträglich, nur daran zu denken, sagte Dionysius. Was für eine einfältige Figur ich ein paar Wochen lang unter diesen Grillenfängern machte! Hab' ich dem Dion nicht selbst Gelegenheit gegeben, mich zu verachten? Was mußten sie von mir denken, da sie mich so gelehrig fanden? — Aber sie sollen in Kurzem sehen, daß sie sich mit aller ihrer Wissenschaft der geheimnißvollen Zahlen gewaltig überrechnet haben! Es ist Zeit, der Komödie ein Ende zu machen! Um Vergebung; Prinz, fiel Philistus ein: die Rede ist noch von blosen Vermuthungen. Vielleicht ist Plato, ungeachtet seines nicht allzuwohl überlegten Raths, unschuldig; vielleicht ist es sogar Dion. Wenigstens haben wir noch keine Beweise gegen sie. Sie haben Bewunderer und Freunde zu Syrakus. Das Volk ist ihnen geneigt. Es möchte gefährlich seyn, sie durch einen übereilten Schritt in die Nothwendigkeit zu sezen, diesem Freyheit träumenden Pöbel sich in die Arme zu werfen. Lassen wir sie noch eine Zeitlang in dem angenehmen Wahn, den Dionysius gefangen zu haben! Geben wir ihnen durch ein künstlich verstelltes Zutrauen Gelegenheit, ihre Gesinnungen deutlicher herauszulassen! Wie, wenn Dionysius sich stellte, als ob er würklich Lust hätte, die Monarchie aufzugeben, und als ob ihn kein anderes Bedenken davon zurückhielte, als die

Un=

Ungewißheit, welche Regierungsform Sicilien am glücklichsten machen könnte? Eine solche Eröffnung wird sie nöthigen, sich selbst zu verrathen; und, indessen daß wir sie mit akademischen Fragen und Entwürfen aufhalten, werden sich Gelegenheiten finden, den regiersüchtigen Dion in Gesellschaft seines Rathgebers mit guter Art eine Reise nach Athen machen zu lassen; wo sie in ungestörter Muse Republiken anlegen, und ihnen, wenn sie wollen, alle Tage eine andere Form geben mögen.

Fünftes Kapitel.

Gemüthsverfassung des Dionysius. Unterredung mit Dion und Platon. Folgen derselben.

Dionysius war von Natur hizig und ungestüm. Eine jede Vorstellung, von der seine Einbildung getroffen wurde, beherrschte ihn so sehr, daß er sich dem mechanischen Triebe, den sie in ihm hervorbrachte, gänzlich überließ. Aber wer ihn so genau kannte als Philistus, hatte wenig Mühe, seinen Bewegungen oft durch ein einziges Wort eine andere Richtung zu geben. Im ersten Anstoß seiner unbesonnenen Hize waren die gewaltsamsten Maaßnehmungen immer die ersten, auf die er fiel. Aber man brauchte ihm nur den Schatten einer Gefahr dabey zu zeigen, so legte sich die auffahrende Lohe wieder; und er ließ sich eben so schnell überreden, die sichersten Mittel zu erwählen, wenn sie gleich die niederträchtigsten waren.

Da wir die wahre Triebfeder seiner vermeynten Sinnesänderung oben bereits entdeckt haben, wird sich niemand verwundern, daß er von dem Augenblick an, da sich seine Leidenschaften wieder regten, in seinen natürlichen Zustand zurücksank. Was man bey ihm für Liebe der Tugend angesehen, was er selbst dafür gehalten hatte, war das Werk

zu=

zufälliger und mechanischer Ursachen gewesen. Daß er der Tugend zu lieb seinen Neigungen die mindeste Gewalt hätte thun sollen, so weit gieng sein Enthusiasmus für sie nicht. Die ungebundene Freyheit, worinn er vormals gelebt hatte, stellte sich ihm wieder mit den lebhaftesten Reizungen dar. Nun sah er den weisen Plato für einen verdrießlichen Hofmeister an, und verwünschte die Schwachheit, die er gehabt hätte, sich so sehr von ihm einnehmen, und in eine seiner eignen so wenig ähnliche Gestalt sich umbilden zu lassen. Er fühlte nur allzuwohl, daß er sich selbst eine Art von **Verbindlichkeit** aufgelegt hätte, in den Gesinnungen zu beharren, die er sich von diesem Sophisten (wie er ihn izt nannte) einflösen lassen. Er stellte sich vor, daß Dion und die Syrakusaner sich berechtiget halten würden, die Erfüllung des Versprechens von ihm zu erwarten, welches er ihnen gegeben hatte, auf eine gesezmäsige Art zu regieren. Diese Gedanken waren ihm unerträglich, und hatten die natürliche Folge, seine ohnehin bereits erkaltete Zuneigung zu dem Philosophen von Athen in Widerwillen zu verwandeln; den Dion aber, den er nie geliebt hatte, ihm doppelt verhaßt zu machen. Dieses waren die geheimen Dispositionen, welche den Verführungen des Timokrates und Philistus den Eingang in sein Gemüth erleichterten. Es war schon so weit mit ihm gekommen, daß er von diesen ehmaligen Vertrauten sich der Person

schämte, die er einige Wochen lang, gleichsam unter Platons Vormundschaft, gespielt hatte; und vermuthlich rührte es von dieser verderblichen Schaam her, daß er in so verkleinernden Ausdrücken von einem Manne, den er anfänglich beynahe vergöttert hatte, sprach, und seiner Leidenschaft für ihn einen so spaßhaften Schwung zu geben bemüht war. Er ergriff also den Vorschlag des Philistus mit der begierigen Ungeduld eines Menschen, der sich von dem Zwang einer verhaßten Einschränkung je bälder je lieber loszumachen wünscht; und damit er keine Zeit verlieren möchte, machte er gleich des folgenden Tages den Anfang, denselben ins Werk zu sezen. Er berief den Dion und den Philosophen in sein Kabinet, und entdeckte ihnen mit allen Anscheinungen des vollkommensten Zutrauens, daß er gesonnen sey, sich der Regierung zu entschlagen, und den Syrakusanern die Freyheit zu lassen, sich diejenige Verfassung zu erwählen, die ihnen die angenehmste seyn würde.

Ein so unerwarteter Vortrag machte die beyden Freunde stuzen. Doch faßten sie sich bald. Sie hielten ihn für eine von den sprudelnden Aufwallungen einer noch ungeläuterten Tugend, welche gern auf schöne Ausschweifungen zu verfallen pflegt, und hoffeten also, daß ihnen leicht seyn werde, den Prinzen auf reifere Gedanken zu bringen. Sie billigten zwar seine gute Absicht; stellten ihm aber vor, daß er sie sehr schlecht erreichen würde, wenn

er das Volk, welches immer als unmündig zu betrachten sey, zum Meister über eine Freyheit machen wollte, die es allem Vermuthen nach, zu seinem eigenen Schaden mißbrauchen würde. Sie sagten ihm hierüber alles, was die gesunde Politik sagen kann. Insonderheit bewies ihm Plato, daß es nicht auf die Form der Verfassung ankomme, wenn ein Staat glücklich seyn sollte: sondern auf die innerliche Güte der Gesezgebung, auf tugendhafte Sitten, auf die Weisheit des Regenten, dem die Handhabung der Geseze anvertraut sey. Seine Meynung gieng dahin: Dionysius habe nicht nöthig, sich der obersten Gewalt zu begeben, daß es nur von ihm abhange, durch die vollkommene Beobachtung aller Pflichten eines weisen und tugendhaften Regenten die Tyranney in eine rechtmässige Monarchie zu verwandeln; eine Regierungsart, welcher die Völker sich desto williger unterwerfen würden, da sie durch das Gefühl ihres Unvermögens sich selbst zu regieren geneigt gemacht würden, sich regieren zu lassen, ja denjenigen als eine Gottheit zu verehren, welcher sie schüze, und für ihre Glückseligkeit arbeite.

Dion stimmte hierinn nicht gänzlich mit seinem Freunde überein. Die Wahrheit war, daß er den Dionysius besser kannte, und (weil er sich wenig Hoffnung machte, daß seine guten Dispositionen von langer Dauer seyn würden) gerne so schnell als möglich einen solchen Gebrauch davon gemacht

hätte, wodurch ihm die Macht, Böses zu thun, auf den Fall, wenn ihm der Wille dazu wieder ankäme, benommen worden wäre. Er breitete sich also mit Nachdruck über die Vortheile einer wohlgeordneten Aristokratie vor der Regierung eines Einzigen aus, und bewies, wie gefährlich es sey, den Wohlstand eines ganzen Landes von dem zufälligen und wenig sichern Umstand, ob dieser Einzige tugendhaft seyn wolle oder nicht, abhangen zu lassen. Er behauptete sogar von einem Menschen, der die höchste Macht in Händen habe, zu verlangen, daß er sie niemalen mißbrauchen solle, sey eine Forderung, welche über die Kräfte der Menschheit gehe. Dieß sey nichts geringers als — von einem mit Mängeln und Schwachheiten beladenen Geschöpfe, welches keinen Augenblick auf sich selbst zählen könne, die Weisheit und Tugend eines Gottes zu erwarten. Er billigte also das Vorhaben des Dionysius, die königliche Gewalt aufzugeben, im höchsten Grade. Jedoch stimmte er mit seinem Freunde darinn überein: daß, an statt die Einrichtung des Staats in die **Willkühr** des **Volks** zu stellen, er selbst, mit Zuzug der Besten von der Nation, sich ungesäumt der Arbeit unterziehen sollte, eine dauerhafte und zum möglichsten Grad der Vollkommenheit gebrachte Verfassung zu entwerfen. Dionysius schien, sich diesen Vorschlag gefallen zu lassen. Er bat sie, ihre Gedanken über eine so wichtige Sache in einen vollständigen Plan

zu

zu bringen, und versprach, so bald als sie selbsten über das, was man thun sollte, einig seyn würden, zur Ausführung eines Werkes zu schreiten, welches ihm sehr am Herzen liege.

Diese geheime Unterredung hatte bey dem Tyrannen eine gedoppelte Würkung. Sie vollendete seinen Haß gegen Dion, und sezte den Platon aufs neue in Gunst bey ihm. Denn ob er gleich nicht mehr so gern als anfangs von den Pflichten eines guten Regenten sprechen hörte; so hatte er doch sehr gerne gehört, daß Plato sich als einen Gegner des popularen Regiments, und als einen Freund der Monarchie erklärt hatte. Er gieng aufs neue mit seinen Vertrauten zu Rathe. Es komme nun allein darauf an, sagte er, sich den Dion vom Halse zu schaffen. Philistus hielt dafür, eh ein solcher Schritt gewaget werden dürfe, müßte das Volk beruhiget, und das wankende Ansehen des Prinzen wieder befestiget seyn. Er schlug die Mittel vor, wodurch dieses am gewissesten geschehen könne. In der That waren dabey keine grosen Schwierigkeiten; denn er und Timokrates hatten die vorgebliche Gährung in Syrakus weit gefährlicher vorgestellt, als sie würklich war. Dionysius fuhr, auf sein Anrathen, fort, eine besondere Achtung für den Plato zu bezeugen; einen Mann, der in den Augen des Volks eine Art von Propheten vorstellte, welcher mit Göttern umgehe, und Eingebungen habe. Einen solchen Mann (sagte

Philistus) muß man zum Freunde behalten, so lange man ihn gebrauchen kann. Plato verlangt nicht, selbst zu regieren; er hat also nicht das nämliche Interesse, wie Dion. Seine Eitelkeit ist befriediget, wenn er bey demjenigen, der die Regierung führt, in Ansehen steht, und Einfluß zu haben glaubt. Es ist leicht, ihn, so lang es nöthig seyn mag, in dieser Meinung zu unterhalten; und das wird zugleich ein Mittel seyn, ihn von einer genauern Vereinigung mit dem Dion zurückzuhalten. Der Tyrann, der sich ohnehin von einer Art von Instinct zu dem Philosophen gezogen fühlte, befolgte diesen Rath so gut, daß Plato davon hintergangen wurde. Er affectierte, ihn immer neben sich zu haben, wenn er sich öffentlich sehen ließ, und bey allen Gelegenheiten, wo es Würkung thun konnte, seine Maximen im Munde zu führen. Er stellte sich, als ob es auf Einrathen des Philosophen geschähe, wenn er dieses oder jenes that, wodurch er sich den Syrakusanern angenehm zu machen hoffte; ungeachtet alles die Eingebungen des Philistus waren, welcher, ohne daß es in die Augen fiel, sich wieder einer gänzlichen Herrschaft über sein Gemüth bemächtiget hätte. Er zeigte sich ungemein leutselig und liebkosend gegen das Volk. Er schaffte einige Auflagen ab, welche die unterste Classe desselben am stärksten drückten. Er belustigte es durch öffentliche Feste und Spiele. Er beförderte einige, deren Ansehen am meisten zu fürch-

fürchten war, zu einträglichen Ehrenstellen, und ließ die übrigen mit Versprechungen wiegen, die ihn nichts kosteten, und die nämliche Würkung hatten. Er zierte die Stadt mit Tempeln, Gymnasien, und andern öffentlichen Gebäuden. Und alles dieses that er, mit Beystand seiner Vertrauten, auf eine so gute Art, daß der betrogene Plato alles sein Ansehen dazu verwandte, einem Prinzen, welcher so schöne Hoffnungen von sich erweckte, und seine philosophische Eitelkeit mit so vielen öffentlichen Beweisen einer vorzüglichen Hochachtung kizelte, alle Herzen zu gewinnen.

Diese Maaßnehmungen erreichten den vorgesezten Zweck vollkommen. Das Volk (welches nicht nur in Griechenlande sondern aller Orten, in einer immerwährenden Kindheit lebt) hörte auf, zu murmeln; verlohr in kurzer Zeit den blosen Wunsch einer Veränderung; faßte eine heftige Zuneigung für seinen Prinzen; erhob die Glückseligkeit seiner Regierung; bewunderte die prächtige Uniform, die er seinen Trabanten hatte machen lassen; betrank sich auf seine Gesundheit; und war bereit, allem, was er unternehmen wollte, seinen dummen Beyfall zuzuklatschen.

Sechs-

Sechstes Kapitel.

Folgen des Vorigen. Kunstgriffe des Günstlings Timokrates. Bacchidion. Dion und Platon werden entfernt.

Philistus und Timokrates sahen sich durch diesen glücklichen Ausschlag in der Gunst ihres Herrn aufs neue befestiget. Sie waren nicht zufrieden, mit dem Plato theilen zu müssen, für welchen Dionysius eine Art von Schwachheit behielt, die vielleicht der natürlichen Obermacht eines grosen Geistes über einen kleinen zugeschrieben war. Endlich gerieth Timokrates auf einen Einfall, wozu ihm die geheime Unterredung in dem Schlafzimmer des Dionysius den ersten Wink gegeben hatte. Es war einer von den Einfällen, zu deren Erfindung eben nicht ein groser Aufwand von Witz erfodert wird: aber die Vortheile, die er sich davon versprach, waren desto beträchtlicher. Er hoffte, dadurch zu gleicher Zeit sich ein Verdienst um den Tyrannen zu machen, und das Ansehen des Philosophen bey demselben zu untergraben; und er betrog sich nicht in seiner Hoffnung. Dionysius hatte, von ihm aufgemuntert, angefangen, unvermerkt wieder eine grösere Freyheit bey seiner Tafel einzuführen. Die Anzahl und die Beschaffenheit der Gäste, welche dazu eingeladen wurden, gab den Vorwand dazu. Plato, der bey aller Erhabenheit seiner Grundsäze einen kleinen Ansaz zum Hofmanne hatte, machte

es,

es, wie es gewisse ehrwürdige Männer an gewissen Höfen zu machen pflegen; — er sprach bey jeder Gelegenheit von den Vorzügen der Nüchternheit, und aß und trank immer dazu wie ein andrer. Die kleine Erweiterung der allzuengen Grenzen der akademischen Frugalität (von welcher der Vater der Akademie selbst gestehen mußte, daß sie sich für den Hof eines Fürsten nicht schicke) erlaubte den vornehmsten Syrakusanern, und jedem, der dem Prinzen seine Ergebenheit bezeugen wollte, ihm prächtige Feste zu geben; Feste, wo die Freude zwar ungebundener herrschte, aber doch durch die Gesellschaft der Musen und Grazien einen Schein von Bescheidenheit erhielt, welcher die Strenge der Weisheit mit ihr aussöhnen konnte. Timokrates machte sich diesen Umstand zu nuze. Er lud den Prinzen, den ganzen Hof, und die Vornehmsten der Stadt ein, auf seinem Landhause die Wiederkunft des Frühlings zu begehen, dessen alles verjüngende Kraft (zum Unglück für den ohnehin übelbefestigten Platonismus des Dionysius) auch diesem Prinzen die Begierden und die Kräfte der Jugend wieder einzuhauchen schien. Die schlaueste Wollust, hinter eine verblendende Pracht versteckt, hatte dieses Fest angeordnet. Timokrates verschwendete seine Reichthümer mit desto fröhlicherm Gesichte, da er sie eben dadurch doppelt wieder zu bekommen versichert war. Alle Welt bewunderte die Erfindungen und den Geschmack dieses Günstlings. Dionys bezeugte, sich niemals so wohl ergözt zu haben. Und

sogar

sogar der göttliche Plato, (der weder auf seinen Reisen zu den Pyramiden und Gymnosophisten, noch zu Athen so etwas gesehen hatte) wurde von seiner dichterischen Einbildungskraft so sehr verrathen, daß er die Gefahren zu vergessen schien, welche unter den Bezauberungen dieses Orts, und unter dieser Verschwendung von Reizungen zum Vergnügen laurten. Der einzige Dion erhielt sich in seiner gewöhnlichen Ernsthaftigkeit. Allein der starke Contrast seines finstern Bezeugens mit der allgemeinen Fröhlichkeit, machte auf alle Gemüther Eindrücke, welche nicht wenig dazu beytrugen, seinen bevorstehenden Fall zu befördern. Indeß schien niemand darauf Acht zu geben; und in der That ließ die Vorsorge, welche Timokrates gebraucht hatte, daß jede Stunde, und beynahe jeder Augenblick ein neues Vergnügen herbeyführen mußte, wenig Musse, Beobachtungen zu machen. Der schlaue Höfling hatte ein Mittel gefunden, dem Philosophen selbst, bey einer Gelegenheit, wo es so wenig zu vermuthen war, auf eine feine Art zu schmeicheln. Dieß geschah durch ein groses pantomimisches Ballet, worinn die Geschichte der menschlichen Seele, nach Platons Grundsäzen, unter Bildern, die er in einigen seiner Schriften an die Hand gegeben hatte, allegorisch vorgestellt wurde. Timokrates hatte die jüngsten und schönsten Figuren hierzu gebraucht, welche er zu Corinth und aus dem ganzen Griechenlande hatte zusammen bringen können. Unter den Tänzerinnen schien eine besonders dazu gemacht, alles,

was der gute Plato in etlichen Monaten an dem Gemüthe des Tyrannen gearbeitet hatte, in eben so viel Augenblicken zu zerstören. Sie stellte unter den Personen des Tanzes die Wollust vor; und würklich paßten ihre Figur, ihre Gesichtsbildung, ihre Blicke, ihr Lächeln, alles so vollkommen zu dieser Rolle, daß das anakreontische Beywort **Wollustathmend** ausdrücklich für sie gemacht zu seyn schien. Jedermann war von der schönen Bacchidion bezaubert; aber niemand war es so sehr als Dionysius. Er dachte nicht einmal daran, der Wollust Widerstand zu thun, welche eine so verführische Gestalt angenommen hatte, um seine erkaltete Zuneigung zu ihr wieder anzufeuren. Kaum daß er noch so viel Gewalt über sich selbst behielt, um von demjenigen, was in ihm vorgieng, nicht allzudeutliche Würkungen sehen zu lassen. Denn er getraute sich noch nicht, wieder gänzlich Dionysius zu seyn, ob ihm gleich von Zeit zu Zeit kleine Züge entwischten, welche dem beobachtenden Dion bewiesen, daß er nur durch einen Rest von Scham, dem lezten Seufzer der sterbenden Tugend, noch zurückgehalten werde. Timokrates triumphirte in sich selbst; seine Absicht war erreicht. Die allzureizende Bacchidion bemächtigte sich der Begierden, des Geschmacks und sogar des Herzens des Tyrannen. Und da er den Timokrates zum Unterhändler seiner Leidenschaft, welche er eine Zeitlang geheim halten wollte, vonnöthen hatte, so war der gefällige Höfling von

Bayerische Staatsbibliothek München

diesem Augenblick an wieder der nächste an seinem Herzen. Plato bedaurte nun zu spät, daß er zu viel Nachsicht gegen den Hang des Prinzen nach Ergözungen getragen hatte. Er fühlte nur gar zu wohl, daß die Gewalt seiner metaphysischen Bezauberungen durch eine stärkere Zaubermacht aufgelößt worden sey. Weil er sich nicht ohne Nuzen beschwerlich machen wollte, fieng er an, den Hof seltner zu besuchen. Aber Dion gieng weiter. Er unterstund sich, dem Dionysius wegen seines geheimen Verständnisses mit der schönern Bacchidion, Vorwürfe zu machen, und ihn seiner Verbindlichkeiten mit einem Ernst zu erinnern, den der Tyrann nicht mehr ertragen konnte. Dionysius antwortete im Ton eines asiatischen Despoten: Dion behauptete was er gesprochen hatte, wie ein Mißvergnügter, der sich stark genug fühlt, den Drohungen eines übermüthigen Tyrannen Troz zu bieten. Zwar wurde jener, da er schon im Begriff war, seiner Wuth den Zügel schiessen zu lassen, von dem vorsichtigen Philist noch zurückgehalten. Allein in den Umständen, worinn man mit dem beleidigten Dion war, mußte ein schleuniger Entschluß gefaßt werden. Der kleinste Aufschub war gefährlich. Aber ein öffentlicher Ausbruch war es nicht minder. Man fand also, das sicherste würde seyn, den trozigen Patrioten, welcher entschlossen schien, es auf das Aeusserste ankommen zu lassen, heimlich auf die Seite zu schaffen. Dion verschwand auf einmal; und erst nach einigen

nigen Tagen machte Dionys bekannt: daß ein gefährliches Complot gegen seine Person und gegen die Ruhe des Staats, woran Dion in geheim gearbeitet habe, es nothwendig gemacht, denselben auf einige Zeit aus Sicilien zu entfernen. Es bestätigte sich auch würklich, daß Dion bey nächtlicher Weile unvermuthet in Verhaft genommen, zu Schiffe gebracht, und in Italien ans Land gesezt worden war. Um das angebliche Complot wahrscheinlich zu machen, wurden verschiedene Freunde Dions, und eine noch grösere Anzahl von Anhängern des Philistus, welche, gegen diesen Prinzen zu reden, bestochen waren, in Verhaft genommen. Man unterließ nichts, was seinem Proceß das Ansehen der genauesten Beobachtung der Justizformalitäten geben konnte; und erst, nachdem er durch die Aussage einer Menge von erkauften Zeugen überwiesen worden war, wurde seine Verbannung in ein förmliches Urtheil gebracht, und ihm bey Lebensstrafe verboten, ohne besondere Erlaubniß des Dionysius Sicilien wieder zu betreten. Der Tyrann stellte sich, als ob er dieses Urtheil ungern und blos durch die Sorge für die Ruhe des Staats gezwungen unterzeichne. Und um eine Probe zu geben, wie gern er eines Prinzen, den er allezeit besonders hochgeschäzt habe, schonen möchte: verwandelte er die Strafe der Confiscation aller seiner Güter in eine blose Zurückhaltung der Einkünfte von denselben. Aber niemand ließ sich durch diese Vorspieglungen hintergehen, da man bald darauf

erfuhr, daß er seine Schwester, die Gemahlin des Dion, gezwungen habe, die Belohnung des unwürdigen Timokrates zu werden.

Plato spielte bey dieser unerwarteten Veränderung eine sehr demüthigende Rolle. Dionysius affectierte zwar noch immer, ein groser Bewunderer seiner Wissenschaft und Beredsamkeit zu seyn; aber sein Einfluß hatte so gänzlich aufgehört, daß ihm nicht einmal erlaubt war, die Unschuld seines Freundes zu vertheidigen. Er wurde täglich zur Tafel eingeladen; aber nur, um mit eignen Ohren anzuhören, wie die Grundsäze seiner Philosophie, die Tugend, und alles was einem gesunden Gemüth ehrwürdig ist, zum Gegenstande leichtsinniger Scherze gemacht wurden, welche sehr oft den ächten Wiz nicht weniger beleidigten als die Sitten. Und damit ihm alle Gelegenheit benommen würde, die widrigen Eindrücke, welche den Syrakusanern gegen den Dion beygebracht wurden, wieder auszulöschen, wurde ihm unter dem Schein einer besondern Ehrenbezeugung eine Wache gegeben, die ihn wie einen Staatsgefangenen beobachtete und eingeschlossen hielt. Der Philosoph hatte denjenigen Theil seiner Seele, welchem er seinen Siz zwischen der Brust und dem Zwerchfell angewiesen, noch nicht so gänzlich gebändiget, daß ihn dieses Betragen des Tyrannen nicht hätte erbittern sollen. Er fieng an, wie ein freygebohrner Athenienser zu sprechen, und verlangte

seine

seine Entlassung. Dionysius stellte sich über dieses Begehren bestürzt an, und schien, alles anzuwenden, um einen so wichtigen Freund bey sich zu behalten. Er bot ihm sogar die erste Stelle in seinem Reich, und (wenn anders Plutarch nicht zu viel gesagt hat) alle seine Schäze an, wofern er sich verbindlich machen wollte, ihn niemals zu verlassen. Aber die Bedingung, welche hinzugesezt wurde, bewies, wie wenig man erwartete, daß diese glänzenden Anerbietungen angenommen werden würden. Denn man verlangte, daß er dem Tyrannen seine Freundschaft für den Dion aufopfern sollte. Plato verstund den stillschweigenden Sinn dieser Zumuthung. Er beharrete also auf seiner Entlassung, und erhielt sie endlich, nachdem er das Versprechen von sich gegeben hatte, daß er wiederkommen wolle, sobald der Krieg, welchen Dionysius mit Carthago anzufangen im Begriff war, geendigt seyn würde. Der Tyrann machte sich eine grose Angelegenheit daraus, alle Welt zu überreden, daß sie als die besten Freunde von einander schieden; und Platons Ehrgeiz (wenn es anders erlaubt ist, eine solche Leidenschaft bey einem Philosophen vorauszusezen,) fand seine Rechnung zu gut dabey, als daß er sich hätte bemühen sollen, die Welt von dieser Meynung zu heilen. Er gehe nur, sagte er, um Dion und Dionysius wieder zu Freunden zu machen. Der Tyrann bezeugte sich sehr geneigt hierzu; er hob sogar, zum Beweis sei-

seiner guten Gesinnung, den Beschlag auf, den er auf die Einkünfte Dions gelegt hatte. Plato hingegen machte sich zum Bürgen für seinen Freund, daß er nichts widriges gegen Dionysen unternehmen sollte. Der Abschied machte eine so traurige Scene, daß die Zuschauer, (ausser den wenigen welche das Gesicht unter der Maske kannten) von der Gutherzigkeit des Prinzen sehr gerührt wurden. Er begleitete den Philosophen bis an seine Galeeren, erstickte ihn beynahe mit Umarmungen, nezte seine ehrwürdigen Wangen mit Thränen, und sah ihm so lange nach, bis er ihn aus den Augen verlohr. Und so kehrten beyde, mit gleich erleichtertem Herzen, Plato in seine geliebte Akademie, und Dionysius in die Arme seiner Tänzerin zurück.

Siebentes Kapitel.

Ein sehr merkwürdiger Discurs des Philistus. Wozu ein groser Herr Philosophen und wizige Köpfe brauchen kann. Dionysius stiftet eine Akademie von schönen Geistern.

Dieser Tyrann, dessen natürliche Eitelkeit durch die Discurse des athenienischen Weisen zu einer heftigen Ruhmbegierde aufgeschwollen war, hatte sich,

sich, unter andern Schwachheiten, in den Kopf gesezt, für einen Gönner der Gelehrten, für einen Kenner, und sogar für einen der schönen Geister seiner Zeit gehalten zu werden. Er war sehr bekümmert, Plato und Dion möchten den Griechen (denen er vorzüglich zu gefallen begierig war) die gute Meynung wieder benehmen, welche man von ihm zu fassen angefangen hatte; und diese Furcht scheint, einer von den stärksten Beweggründen gewesen zu seyn, warum er den Philosophen bey der Trennung mit so vieler Freundschaft überhäuft hatte. Er ließ es nicht dabey bewenden. Philistus sagte ihm, daß Griechenland eine Menge von speculativen Müßiggängern nähre, welche so berühmt als Plato, und zum Theil geschickter seyen, einen Prinzen bey Tische oder in verlohrnen Augenblicken zu belustigen, als dieser Mann, der die Schwachheit habe, ein lächerlich, ehrwürdiges Mittelding zwischen einem ägyptischen Priester und einem Staatsmanne vorzustellen. Er bewies ihm mit den Beyspielen seiner eigenen Vorfahren: daß ein Fürst sich den Ruhm eines unvergleichlichen Regenten nicht wohlfeiler verschaffen könne, als indem er Philosophen und Poeten in seinen Schuz nehme; Leute, welche für die Ehre, seine Tischgenossen zu seyn, oder für einen mäßigen Gehalt, bereit seyen, alle ihre Talente ohne Maaß und Ziel zu seinem Ruhm und zu Beförderung seiner Absichten zu verschwenden. Glauben wir, sagte er, daß Hieron, der wunderthätige

Mann, der Held, der Halbgott, das Muster aller fürstlichen, bürgerlichen und häuslichen Tugenden gewesen sey, wofür ihn die Nachwelt hält? Wir wissen, was wir davon denken sollen. Er war was alle Prinzen sind, und lebte, wie sie alle leben. Er that, was ich und ein jeder andrer thun würde, wenn wir zu unumschränkten Herren einer so schönen Insel, wie Sicilien ist, gebohren wären. Aber er hatte die Klugheit, Simoniden und Pindare an seinem Hofe zu halten. Sie lobten ihn in die Wette, weil sie wohl gefüttert und bezahlt wurden. Alle Welt erhob die Freygebigkeit des Prinzen, und doch kostete ihn dieser Ruhm nicht halb so viel, als seine Jagdhunde. Wer wollte ein König seyn, wenn ein König das alles würklich thun müßte, was sich ein müßiger Sophist auf seinem Faulbette, oder Diogenes in seiner Tonne, einfallen läßt, ihm zu Pflichten zu machen? Wer wollte regieren, wenn ein Regent allen Forderungen und Wünschen seiner Unterthanen genug thun müßte? Das meiste, wo nicht alles, kommt auf die Meynung an, die ein groser Herr von sich erweckt; nicht auf seine Handlungen selbst, sondern auf die Gestalt und den Schwung, den er ihnen zu geben weiß. Was er nicht selbst thun will, oder thun kann, das können wizige Köpfe für ihn thun. Halten Sie Sich einen Philosophen, der alles demonstriren, einen Schwäzer, der über alles scherzen, und einen Poeten, der über alles Verse machen kann! Der Nuzen, den Sie von dieser kleinen

nen Ausgabe ziehen werden, fällt zwar nicht sogleich in die Augen; wiewohl es an sich selbst schon Vortheils genug ist, für einen Beschüzer der Musen gehalten zu werden. Denn dieß ist in den Augen von neun und neunzig Hunderttheilen des menschlichen Geschlechts ein untrüglicher Beweis, daß der Fürst selbst ein Herr von groser Einsicht und Wissenschaft ist; und diese Meynung erweckt Zutrauen und ein günstiges Vorurtheil für alles, was er unternimmt. Aber dieß ist der geringste Nuzen, den Sie von Ihren wizigen Kostgängern ziehen. Sezen wir den Fall, es sey nöthig, eine neue Auflage zu machen. Braucht es mehr, um in einem Augenblick ein allgemeines Murren gegen Ihre Regierung zu erregen? Die Mißvergnügten (eine Art von Leuten, welche die klügste Regierung niemals gänzlich ausrotten kann) machen sich einen solchen Zeitpunkt zu Nuze. Sie sezen das Volk in Gährung, untersuchen die Aufführung des Fürsten, die Verwaltung seiner Einkünfte, und tausend Dinge, an welche vorher niemand gedacht hatte. Die Unruhe nimmt zu; die Repräsentanten des Volks versammlen sich; man übergiebt dem Hofe Eine Vorstellung, eine Beschwerung um die andere. Unvermerkt nimmt man sich heraus, die Bitten in **Forderungen** zu verwandeln, und die Forderungen mit ehrfurchtsvollen **Drohungen** zu unterstüzen. Kurz, die Ruhe ihres Lebens ist, wenigstens auf einige Zeit, verlohren. Sie befinden sich in kritischen Umstän-

 den,

den, wo der kleinste Fehltritt die schlimmsten Folgen nach sich ziehen kann; und es braucht nur einen Dion, der sich zu einer solchen Zeit einem mißvergnügten Pöbel an den Kopf wirft, so haben wir einen Aufruhr in seiner ganzen Grösse. Hier zeigt sich der wahre Nuzen unsrer wizigen Köpfe. Durch ihren Beystand können wir in etlichen Tagen allen diesen Uebeln zuvorkommen. Lassen wir den Philosophen demonstriren, daß diese Auflage zur Wohlfahrt des gemeinen Wesens unentbehrlich ist! Der Spaßvogel trage irgend einen lächerlichen Einfall, irgend eine lustige Hofanekdote oder ein boshaftes Mährchen in der Stadt herum; *und* der Poet verfertige eilends eine neue Komödie und ein paar Gassenlieder, um dem Pöbel etwas zu sehen und zu singen zu geben: So wird alles ruhig bleiben! Indessen daß die poetischen Müssiggänger sich darüber zanken werden, ob der Philosoph recht oder unrecht argumentirt habe, indessen daß die kleine ärgerliche Anekdote und die neue Komödie den Wiz aller guten Gesellschaften im Athem erhält: wird der Pöbel ein paar Flüche zwischen den Zähnen murmeln, seinen Gassenhauer anstimmen, und — bezahlen! Solche Dienste sind, däucht mich, wohl werth, etliche Leute zu unterhalten, die ihren ganzen Ehrgeiz darinn sezen, Worte zierlich zusammenzusezen, Sylben zu zählen, Ohren zu kizeln und Lungen zu erschüttern; Leute, deren äusserste Wünsche erfüllt sind, wenn man ihnen so

viel

viel giebt, als sie brauchen, um durch eine Welt, an die sie wenig Ansprüche machen, sorglos hindurchzuschlendern, und nichts zu thun, als was der Wurm im Kopfe, den sie ihren Genie nennen, ihnen zum grösesten Vergnügen ihres Lebens macht.

Dionysius befand diesen Rath seines würdigen Ministers vollkommen nach seinem Geschmacke. Philistus übergab ihm eine Liste von mehr als zwanzig Candidaten, aus denen man, wie er sagte, nach Belieben auswählen könnte. Der Prinz laubte, daß man so nüzlicher Leute nicht zuviel haben könne, und wählte Alle. Die sämmtlichen schönen Geister Griechenlands wurden unter blendenden Verheissungen an seinen Hof eingeladen. In kurzer Zeit wimmelte es in seinen Vorsälen von Philosophen und Priestern der Musen. Alle Arten von Dichtern, Epische, Tragische, Komische, und Lyrische, welche ihr Glück zu Athen nicht hatten machen können, zogen nach Syrakus, um ihre Leyern und Flöten an den anmuthigen Ufern des Anapus zu stimmen, und – sich satt zu essen. Sie glaubten, daß es ihnen gar wohl erlaubt seyn könne, die Tugenden des Dionysius zu besingen, nachdem der göttliche Pindar sich nicht geschämt hatte, die Maulesel des Hieron unsterblich zu machen. Sogar der Sokratische Antisthenes ließ sich durch die Hoffnung herbeylocken, daß ihn die Freygebigkeit dieses neuen Musageten in den Stand setzen würde, die Vortheile der freywilligen Armuth und der Enthaltsamkeit mit desto mehr Ge-

mächlich-

mächlichkeit zu studieren; Tugenden, von deren Schönheit (nach dem stillschweigenden Geständniß ihrer eifrigsten Lobredner) sich nach einer guten Mahlzeit am beredtesten sprechen läßt. Kurz, Dionysius hatte das Vergnügen, sich mitten an seinem Hofe eine Akademie für seinen eignen Leib zu errichten, deren Vorsteher und Apollo er selbst zu seyn würdigte, und in welcher über die Gerechtigkeit, über die Grenzen des Guten und Bösen, über die Quelle der Geseze, über das Schöne, über die Natur der Seele, der Welt und der Götter, und andere solche Gegenstände, welche nach den gewöhnlichen Begriffen der Weltleute zu nichts als zur Conversation gut sind, mit so vieler Schwazhaftigkeit, mit so vieler Subtilität und so wenig gesundem Menschenverstande disputirt wurde, als es in irgend einer Schule der damaligen Zeiten zu geschehen pflegte. Er hatte das Vergnügen, sich bewundern, und wegen einer Menge von Tugenden und Heldeneigenschaften lobpreisen zu hören, die er sich selbst niemals zugetraut hätte. Seine Philosophen waren keine Leute, die (wie Plato) sich herausgenommen hätten, ihn hofmeistern und lehren zu wollen, wie er zuerst sich selbst, und dann seinen Staat regieren müsse. Der strengeste unter ihnen war zu höflich, etwas an seiner Lebensart auszusezen, und alle waren bereit, es einem jeden Zweifler sonnenklar zu beweisen, daß ein Fürst, welcher Zueignungsschriften und Lobgedichte so gut bezahlte, so gastfrey war, und

seine

seine getreuen Unterthanen durch den Anblick so vieler Feste und Lustbarkeiten glücklich machte, der würdigste unter allen Königen seyn müsse.

In diesen Umständen befand sich der Hof zu Syrakus, als der Held unsrer Geschichte in dieser Stadt ankam; und so war der Fürst beschaffen, welchem er, unter ganz andern Voraussezungen, seine Dienste anzubieten gekommen war.

Achtes Kapitel.

Agathon findet eine alte Bekanntschaft wieder. Ein Bildniß des Dionysius nach den Regeln des Herrn Reinolds.

Agathon erfuhr die hauptsächlichsten Begebenheiten, welche den Inhalt des vorhergehenden Kapitels ausmachen, bey einem grosen Gastmale, welches sein Freund, der Kaufmann, gab, um seine Ankunft in Syrakus feyerlich zu begehen. Der Name eines Gastes, von welchem eine Zeitlang so viel Gutes und Böses unter den Griechen gesprochen worden war, zog, unter andern Neugierigen, auch den Philosophen Aristippus herbey; einen Mann, der

der wegen der Annehmlichkeiten seines Umgangs, und wegen der Gnade, worinn er bey dem Prinzen stund, in den besten Häusern zu Syrakus sehr willkommen war. Dieser Philosoph hatte sich bey jener grosen Wanderung der schönen Geister Griechenlands nach Syrakus auch dahin begeben, mehr um einen beobachtenden Zuschauer zu spielen, als in der Absicht, durch parasitische Künste die Eitelkeit des Dionysius seinen eigenen Bedürfnissen zinsbar zu machen. Agathon und Aristippus hatten einander zu Athen gekannt. Aber damals contrastierte der Enthusiasmus des Ersten mit dem kalten Blut und der Humoristischen Art zu philosophiren des Andern zu stark, als daß sie einander wahrhaftig hätten hochschäzen können; wiewohl Aristipp sich öfters bey den Versammlungen einfand, welche damals Agathons Haus zu einer Akademie der besten Köpfe von Athen machten. Die Wahrheit war, daß Agathon mit allen seinen schimmernden Eigenschaften in Aristipps Augen ein Phantast, und Aristipp mit allem seinem Wiz nach Agathons Begriffen ein bloser Sophist war, geschickter, weibische Sybariten durch seine Grundsäze noch sybaritischer, als junge Republikaner zu tugendhaften Männern zu machen. Der Eindruck, welcher beyden von dieser ehmals von einander gefaßten Meynung geblieben war, machte sie stuzen, da sie sich nach einer Trennung von drey oder vier Jahren so unvermuthet wieder sahen. Das sollte Agathon — das sollte Aristipp

seyn,

seyn, dachte jeder bey sich selbst, war überzeugt, daß es so sey, und hatte doch Mühe, seiner eigenen Ueberzeugung zu glauben. Aristipp suchte im Agathon den Enthusiasten, welcher nicht mehr war; und Agathon glaubte, im Aristipp den Sybariten nicht mehr zu finden; vielleicht allein, weil seine eigene Weise, Personen und Sachen ins Auge zu fassen, seit einiger Zeit eine merkliche Veränderung erlitten hatte. Ein Umgang von etlichen Stunden lösete beyden das Räthsel ihres anfänglichen Irrthums auf, zerstreute den Rest des alten Vorurtheils, und flößte ihnen die Neigung ein, bessere Freunde zu werden. Unvermerkt erinnerten sie sich nicht mehr, daß sie einander ehmals weniger gefallen hatten; und ihr Herz liebte den kleinen Selbstbetrug, dasjenige, was sie izt für einander empfanden, für die blose Erneuerung einer alten Freundschaft zu halten. Aristipp fand bey unserm Helden eine Gefälligkeit, eine Mäßigung, eine Politur, welche ihm zu beweisen schien, daß Erfahrungen von mehr als einer Art eine starke Veränderung in seinem Gemüthe gewürkt haben müßten. Agathon fand bey dem Philosophen von Cyrene etwas mehr als blosen Wiz; er fand einen Beobachtungsgeist, eine gesunde Art zu denken, eine Feinheit und Richtigkeit der Beurtheilung, welche den Schüler des weisen Sokrates in ihm erkennen ließen. Diese Entdeckungen flößten ihnen natürlicher Weise ein gegenseitiges Zutrauen ein, welches

ches sie geneigt machte sich weniger vor einander zu verbergen, als man bey einer ersten Zusammenkunft zu thun gewohnt ist. Agathon ließ seinem neuen Freunde sein Erstaunen darüber sehen, daß die Hoffnungen, welche man sich zum Vortheil Siciliens von Platons Ansehen bey dem Dionysius gemacht, so plözlich und auf eine so unbegreifliche Art, vernichtet worden seyen. In der That bestund alles, was man in der Stadt davon wußte, in blosen Muthmasungen, die sich zum Theil auf allerley unzuverläßige Anekdoten gründeten, dergleichen in Städten, wo ein Hof ist, von müsigen Leuten, welche sich das Ansehen geben wollen, als ob sie von den Geheimnissen und Intriguen des Hofes vollkommene Wissenschaft hätten, von Gesellschaft zu Gesellschaft herumgetragen zu werden pflegen. Aristipp hatte, seitdem er sich an Dionysens Hofe aufhielt, die schwache Seite dieses Prinzen, den Charakter seiner Günstlinge, der Vornehmsten der Stadt und der Sicilianer überhaupt so gut ausstudiert, daß er, ohne sich in die Entwicklung der geheimern Triebfedern (womit wir unsre Leser schon bekannt gemacht haben) einzulassen, den Agathon leicht überzeugen konnte: ein gleichgültiger Zuseher habe sich von den Anschlägen Dions und Platons, den Dionysius zu einer freywilligen Niederlegung der monarchischen Gewalt zu vermögen, keinen glücklichern Ausgang versprechen können. Er malte den Tyrannen von seiner besten Seite als einen

Prinzen ab, „bey dem die unglücklichste Erziehung ein vortreffliches Naturell nicht gänzlich habe verderben können; der von Natur leutselig, edel, freygebig, und dabey so bildsam und leicht zu regieren sey, daß alles blos darauf ankomme, in was für Händen er sich befinde. Seiner Meynung nach war eben diese allzubewegliche Gemüthsart und der Hang für die Vergnügungen der Sinnen die fehlerhafte Seite dieses Prinzen. Plato hätte die Kunst verstehen sollen, sich dieser Schwachheiten auf eine feine Art zu seinen Absichten zu bedienen. Aber dieß hätte eine Geschmeidigkeit, eine Mischung von Nachgiebigkeit und Zurückhaltung erfordert, wozu der Verfasser des Cratylus und Timäus niemals fähig seyn werde. Ueberdem hätte er sich zu deutlich merken lassen, daß er gekommen sey, den Hofmeister des Prinzen zu machen; ein Umstand, der schon für sich allein alles habe verderben müssen. Denn die schwächsten Fürsten seyen allemal diejenigen, von denen man am sorgfältigsten verbergen müsse, daß man weiter sehe als sie. Sie würden sichs zur Schande rechnen, sich von dem grösesten Geist in der Welt regieren zu lassen, so bald sie glauben, daß er sie regieren wolle. Daher komme es, daß sie sich oft lieber der schimpflichen Herrschaft eines Kammerdieners oder einer Maitresse unterwürfen, welche die Kunstgriffe besizen, ihre Gewalt über das Gemüthe des Herrn unter sklavischen Schmeicheleyen oder schlau-

schlauen Liebkosungen zu verbergen. Plato sey zu einem Minister eines so jungen Prinzen zu spizfündig, und zu einem Günstling zu alt gewesen. Zudem habe ihm seine vertraute Freundschaft mit dem Dion geschadet, da sie seinen heimlichen Feinden beständige Gelegenheit gegeben, ihn dem Prinzen verdächtig zu machen. Endlich habe der Einfall, aus Sicilien eine platonische Republik zu machen, an sich selbst nichts getaugt. Der Nationalgeist der Sicilianer sey eine Zusammensezung von so schlimmen Eigenschaften, daß es, seiner Meynung nach, dem weisesten Gesezgeber unmöglich bleiben würde, sie zur republikanischen Tugend umzubilden; und Dionysius, welcher unter gewissen Umständen vielleicht ein guter Fürst werden könnte, würde, wenn er sich auch in einem Anstoß von eingebildeter Großmuth hätte bereden lassen, die Tyrannie aufzuheben, allezeit ein sehr schlimmer Bürger gewesen seyn. Diese allgemeinen Ursachen seyen (was auch die nähern Veranlassungen der Verbannung des Dion und der Ungnade oder wenigstens der Entfernung des Platon gewesen seyn möchten) hinlänglich, begreiflich zu machen, daß es nicht anders habe gehen können. Sie bewiesen aber auch (sezte Aristipp mit einer anscheinenden Gleichgültigkeit hinzu) daß ein Anderer, der sich die Fehler dieser Vorgänger zu Nuzen zu machen wüßte, wenig Mühe haben würde, die unwürdigen Leute zu

verdrängen, welche sich wieder in den Besiz des Zutrauens und der Autorität des Prinzen geschwungen hätten."

Agathon fand diese Gedanken seines neuen Freundes so wahrscheinlich, daß er sich überreden ließ, sie für wahr anzunehmen. Und hier spielte ihm die Eigenliebe einen kleinen Streich, dessen er sich nicht zu ihr vermuthete. Sie flüsterte ihm (so leise, daß er ihren Einhauch vielleicht für die Stimme seines Genius oder der Tugend selbsten hielt) den Gedanken zu: wie schön es wäre, wenn Agathon dasjenige zu Stande bringen könnte, was Plato vergebens unternommen hatte! Wenigstens däucht' es ihn schön, den Versuch zu machen; und er fühlte eine Art von ahnendem Bewußtseyn, daß eine solche Unternehmung nicht über seine Kräfte gehen würde. Diese Empfindungen (denn Gedanken waren da noch nicht) stiegen, während daß Aristippus sprach, in ihm auf. Aber er nahm sich wohl in Acht, das geringste davon merken zu lassen; und lenkte, um von einem so schlauen Höflinge nicht unvermerkt ausgekundschaftet zu werden, das Gespräch auf andre Gegenstände. Ueberhaupt vermied er alles, was eine besondere Aufmerksamkeit auf ihn hätte richten können, desto sorgfältiger, da er wahrnahm, daß man einen ausserordentlichen Mann in ihm zu sehen erwartete. Er sprach sehr bescheiden, und nur so viel als die Gelegenheit unumgäng-

lich erforderte, von dem Antheil, den er an der Staatsverwaltung von Athen gehabt hatte. Er ließ die Gelegenheit entschlüpfen, die ihm von einigen mit guter Art (wie sie wenigstens glaubten) gemacht wurde, seine Gedanken von Regierungssachen, und von den syrakusanischen Angelegenheiten zu sagen. Er sprach von allem, wie ein gewöhnlicher Mensch, und begnügte sich, bey Gelegenheit sehen zu lassen, daß er kein Kenner aller schönen Sachen sey, wiewohl er sich nur für einen Liebhaber ausgab. Dieses Betragen, wodurch er allen Verdacht besondrer Absichten von sich entfernen wollte, hatte die Würkung, daß die meisten, welche mit einem erwartungsvollen Vorurtheil für ihn gekommen waren, sich für betrogen hielten. Sie urtheilten, Agathon halte in der Nähe gar nicht, was sein Ruhm verspreche: und, um sich dafür zu rächen, daß er nicht so war, wie er ihrer Einbildung zu lieb hätte seyn sollen, liehen sie ihm noch einige Fehler, die er nicht hatte, und verringerten den Werth der schönen Eigenschaften, welche er entweder nicht verbergen konnte, oder nicht verbergen wollte. Gewöhnliches Verfahren der kleinen Seelen, wodurch sie sich untereinander in der tröstlichen Beredung zu stärken suchen, daß kein so groser Unterschied, oder vielleicht gar keiner, zwischen ihnen und den Agathonen sey! — Und wer wird so unbillig seyn, es ihnen übel zu nehmen?

Neuntes Kapitel.

Vorläufige Entschliessungen unsers Helden. Charakter des Aristippus.

Sobald sich unser Mann allein sah, überließ er sich den Betrachtungen, die in seiner gegenwärtigen Stellung die natürlichsten waren. Als er gehört hatte, daß Plato entfernt, und Dionys wieder in seine vorige Gestalt zurückgetreten sey, war sein erster Gedanke gewesen, Syrakus sogleich wieder zu verlassen, und nach Italien überzufahren, wo er verschiedene Ursachen hatte, in dem Hause des berühmten Archytas zu Tarent eine gute Aufnahme zu erwarten. Allein die Unterredung mit dem Aristippus brachte ihn wieder auf andere Gedanken. Je mehr er dasjenige, was ihm dieser Philosoph von den Ursachen der vorgegangenen Veränderungen gesagt hatte, überlegte; je mehr fand er sich ermuntert, das Werk, welches Plato aufgegeben, auf einer andern Seite, und, wie er hoffte, mit besserm Erfolg anzugreiffen. Von tausend manchfaltigen Gedanken hin und her gezogen, brachte er den größten Theil der Nacht in einem Mittelstande zwischen Entschliessung und Ungewißheit zu: bis er endlich mit sich selbst einig wurde, es darauf ankommen zu lassen, wozu ihn die Umstände bestimmen würden. Inzwischen machte er sich, auf den Fall, wenn ihn Dionysius an

an seinen Hof zu ziehen suchen sollte, einen Verhaltungsplan; er stellte sich eine Menge Zufälle vor, welche begegnen könnten, und sezte die Maaßregeln bey sich selbst feste, nach welchen er in jedem derselben handeln wollte. Die genaueste Verbindung der Klugheit mit der Rechtschaffenheit war die Grundlage davon. Sein eigner Vortheil kam dabey in gar keine Betrachtung. Er wollte sich durch keine Art von Banden fesseln lassen, sondern immer die Freyheit behalten, sich, so bald er sehen würde, daß er vergebens arbeite, mit Ehre zurückzuziehen. Dieß war die einzige Rücksicht, die er dabey auf sich selbst nahm. Die lebhafte Abneigung gegen alle populare Regierungsarten, die ihm von seinen ehmaligen Erfahrungen geblieben war, ließ ihn nicht daran denken, den Sicilianern zu einer Freyheit behülflich zu seyn, welche er für einen blosen Namen hielt, unter dessen Schuz die Edeln eines Volkes und der Pöbel einander wechselsweise ärger tyrannisiren, als es irgend ein einzelner Tyrann zu thun fähig ist. Denn dieser mag so arg seyn als er immer will, so wird er wenigstens durch seinen eigenen Vortheil abgehalten, seine Sklaven gänzlich aufzureiben: da hingegen der Pöbel, wenn er die Gewalt einmal an sich gerissen hat, seinen wilden Bewegungen keine Grenzen zu sezen fähig ist. Diese Betrachtung traf zwar nur die Demokratie; aber Agathon hatte von der Aristokratie keine bessere Meynung. Eine endlose

Reihe

Reihe von schlimmen Monarchen schien ihm etwas, das nicht in der Natur ist; und ein einziger guter Fürst war (nach seiner Voraussezung) genugsam, das Glück seines Volkes auf ganze Jahrhunderte zu befestigen. Hingegen glaubte er, die Aristokratie könne nicht anders als durch die gänzliche Unterdrükkung des Volks auf einen dauerhaften Grund gesezt werden, und sey also schon aus dieser einzigen Ursache die schlimmste unter allen möglichen Verfassungen. So sehr gegen diese beyden Regierungsarten eingenommen, konnte er nicht darauf verfallen, sie mit einander vermischen, und durch eine Art von politischer Chemie aus so widerwärtigen Dingen eine gute Composition herausbringen zu wollen. Eine solche Verfassung däuchte ihn allzuverwickelt und aus zu vielerley Gewichtern und Rädern zusammengesezt, um nicht alle Augenblicke in Unordnung zu gerathen, und sich nach und nach selbst aufzureiben. Die Monarchie schien ihm also, von allen Seiten betrachtet, die einfacheste, edelste, und der Analogie des grosen Systems der Natur gemäseste Art, die Menschen zu regieren. Dieses vorausgesezt, glaubte er, Alles gethan zu haben, wenn er einen zwischen Tugend und Laster hin und her wankenden Prinzen aus den Händen schlimmer Rathgeber ziehen, und durch einen klugen Gebrauch der Gewalt, die er über sein Gemüth zu bekommen hoffte, seine Denkungsart verbessern könnte. Denn er dachte noch immer zu gut von der menschlichen

 Natur,

Natur, als daß er nicht hätte hoffen sollen, ihn auf diesem Wege unvermerkt für die eigenthümliche Reizungen der Tugend empfindlich zu machen. Und gesezt auch, daß es ihm nur auf eine unvollkommene Art gelingen würde; so hoffte er, wofern er sich nur einmal seines Herzens bemeistert haben würde, doch immer im Stande zu seyn, viel Gutes zu thun, und viel Böses zu verhindern: und auch dieses schien ihm genug zu seyn, um beym Schluß des Schauspiels mit dem belohnenden Gedanken, eine schöne Rolle wohl gespielt zu haben, vom Theater abzutreten. In diesen sanfteinwiegenden Gedanken schlummerte Agathon endlich ein, und schlief noch, als Aristippus des folgenden Morgens wiederkam, um ihn im Namen des Dionysius einzuladen, und bey diesem Prinzen aufzuführen.

Die Seite, von der sich dieser Philosoph in der gegenwärtigen Geschichte zeigt, stimmt mit dem gemeinen Vorurtheil, welches man gegen ihn gefaßt hat, so wenig überein, als dieses mit den gewissesten Nachrichten, welche von seinem Leben und von seinen Meynungen auf uns gekommen sind. In der That scheint dasselbe, sich mehr auf den Mißverstand seiner Grundsäze und einige ärgerliche Mährchen, welche Diogenes von Laerte und Athenäus (zween von den unzuverläsigsten Compilatoren in der Welt) seinen Feinden nacherzählen, als auf irgend etwas zu gründen, welches

ihm unsre Hochachtung mit Recht entziehen könnte. Es hat zu allen Zeiten eine Art von Leuten gegeben, welche nirgends als in ihren Schriften tugendhaft sind; Leute, welche die Verdorbenheit ihres Herzens durch die Affectation der strengesten Grundsäze in der Sittenlehre bedecken wollen; welche sich das Ansehen einer ausserordentlichen Zärte der Ohren in moralischen Dingen geben, und von dem blosen Schall des Worts, Wollust, mit einem scheinheiligen Schauer zusammenfahren; kurz, Leute, welche jedermann verachten würde, wenn nicht der grössteste Haufen dazu verurtheilt wäre, sich durch Masken, Minen, Geberden, Inflexionen der Stimme, verdrehte Augen, und weisse Schnupftücher betrügen zu lassen. Diese vortrefflichen Leute thaten schon damals ihr Bestes, den guten Aristipp für einen Wollüstigen auszuschreyen, der die Forderungen der sinnlichen Triebe zu Grundsäzen seiner Philosophie, und die Kunst, sich zu vergnügen, zum höchsten Gut gemacht habe.

Es ist hier der Ort nicht, die Unbilligkeit und den Ungrund dieses Urtheils zu beweisen: und es ist auch so nöthig nicht, nachdem bereits einer der verdienstvollesten Gelehrten unsrer Zeit, ungeachtet seines Standes, den Muth gehabt hat, in seiner kritischen Geschichte der Philosophie diesem Schüler des Sokrates Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Ohne uns also um Aristipps Lehrsäze zu bekümmern, begnügen wir uns, von seinem Charakter so viel zu sagen, als man wissen muß, um die Person, so er an Dionysens Hofe vorstellte, richtiger beurtheilen zu können. Unter allen den vorgeblichen Weisen, welche sich damals an diesem Hofe befanden, war er der einzige, der keine heimliche Absichten auf die Freygebigkeit des Prinzen hatte; wiewohl er sich kein Bedenken machte, Geschenke von ihm anzunehmen, die er nicht durch parasitische Niederträchtigkeiten erkaufte. Durch seine natürliche Denkungsart eben so sehr als durch seine in der That ziemlich gemächliche Philosophie von Ehrsucht und Geldgierigkeit gleich entfernt, bediente er sich eines zulänglichen Erbguts, (welches er bey Gelegenheit durch den erlaubten Vortheil, den er von seinen Talenten zog, zu vermehren wußte) um, nach seiner Neigung, mehr einen Zuschauer als einen Schauspieler auf dem Schauplaz der Welt vorzustellen. Da er einer der besten Köpfe seiner Zeit war, so gab ihm diese Freyheit, worinn er sich sein ganzes Leben durch erhielt, Gelegenheit, sich einen Grad von Einsicht zu erwerben, der ihn zu einem scharfen und sichern Beurtheiler aller Gegenstände des menschlichen Lebens machte. Meister über seine Leidenschaften, welche von Natur nicht heftig waren; frey von allen Arten von Sorgen und Geschäfften, war es ihm nicht schwer, sich immer in dieser Heiterkeit des Geistes, und in dieser Ruhe

des

des Gemüths zu erhalten, welche die Grundzüge von dem Charakter eines weisen Mannes ausmachen. Er hatte seine schönsten Jahre zu Athen, in dem Umgang mit Sokrates und den grösesten Männern dieses berühmten Zeitalters zugebracht; die Euripiden und Aristophanen, die Phidias und Polygnote und (die Wahrheit zu sagen) auch die Phrynen und Laiden, hatten seinen Wiz gebildet; hatten jenes zarte Gefühl des Schönen in ihm entwickelt, welches ihn die Munterkeit der Grazien mit dem Ernste der Philosophie verbinden lehrte. Nichts übertraf die Annehmlichkeit seines Umgangs. Niemand wußte so gut wie er, die Weisheit unter der gefälligen Gestalt des Scherzes und der guten Laune in solche Gesellschaften einzuführen, wo sie in ihrer eignen Gestalt nicht willkommen wäre. Er besaß das Geheimniß, den Grosen selbst die unangenehmsten Wahrheiten mit Hülfe eines Einfalls oder einer Wendung erträglich zu machen, und sich an dem langweiligen Geschlechte der Narren und Gecken, wovon die Höfe der damaligen Fürsten wimmelten, durch einen Spott zu rächen, den sie dumm genug waren mit dankbarem Lächeln für Beyfall anzunehmen. Die Lebhaftigkeit seines Geistes und die Kenntniß, die er von allen Arten des Schönen besaß, machte, daß ihn niemand übertraf, wo es auf die Erfindung sinnreicher Ergözlichkeiten, auf die Anordnung eines Festes, die Auszierung eines Hauses, oder auf Urtheile über die

Werke der Dichter, Tonkünstler, Maler und Bildhauer ankam. Er liebte das **Vergnügen**, weil er das Schöne liebte; und aus dem nämlichen Grunde liebte er auch die Tugend. Aber er mußte das Vergnügen in seinem Wege finden, und die Tugend mußte ihm keine allzubeschwerliche Pflichten auflegen. Dem einen oder der andern seine Gemächlichkeit aufzuopfern, so weit gieng seine Liebe nicht. Sein fester Grundsaz, dem er allezeit getreu blieb, war: daß es **in unsrer Gewalt sey, in allen Umständen glücklich zu seyn**, des Phalaris glühenden Ochsen ausgenommen; denn wie man in diesem sollte glücklich seyn können, davon konnte er sich keinen Begriff machen. Er sezte voraus, daß Seele und Leib gesund seyn müßten. Alsdann komme es nur darauf an, daß man sich nach den Umständen zu richten wisse; anstatt (wie der grose Haufe der Sterblichen) zu verlangen, daß sich die Umstände nach uns richten, oder ihnen zu diesem Ende Gewalt anthun zu wollen. Mittelst dieser sonderbaren **Geschmeidigkeit** konnte er das vielbedeutende Lob verdienen, welches ihm Horaz giebt: „daß ihm alle Farben, alle Umstände des günstigen oder widrigen Glückes gleich gut angestanden, oder (wie Plato von ihm sagte) daß es ihm allein gegeben sey, ein Kleid von Purpur, und einen Kittel von Sackleinwand mit gleich guter Art zu tragen.

Es ist kein schwacher Beweis, wie wenig es dem Dionysius an Fähigkeit, das Gute zu schäzen, gefehlt habe, daß er Aristippen um aller dieser Eigenschaften willen höher achtete, als alle andern Gelehrten seines Hofes. Ihn mocht' er am liebsten um sich leiden, und öfters ließ er sich von ihm durch einen Scherz zu guten Handlungen bewegen, wozu ihn seine Pedanten mit aller ihrer Dialektik und schulgerechten Beredsamkeit nicht zu vermögen fähig waren.

Diese charakteristische Züge vorausgesezt, läßt sich, däucht uns, keine wahrscheinlichere Ursache angeben, warum Aristipp, sobald er unsern Helden zu Syrakus erblickte, den Entschluß faßte, ihn bey dem Dionysius in Gunst zu sezen, als diese, daß er begierig war, zu sehen, was aus einer solchen Verbindung werden, und wie sich Agathon in einer so schlüpfrigen Stellung verhalten würde. Denn auf einige besondere Vortheile für sich selbst konnte er dabey kein Absehen haben, da es nur auf ihn ankam, ohne einen Mittelsmann zu bedürfen, sich die Gnade eines Prinzen zu Nuzen zu machen, der in einem Anstoß von pralerhafter Freygebigkeit fähig war, die Einkünfte von einer ganzen Stadt an einen Luftspringer oder Citharspieler wegzuschenken. Dem sey indessen wie ihm wolle, so hatte Aristipp nichts angelegners, als des nächsten Morgens den Prinzen, dem er bey seinem Aufstehen aufzuwarten

pflegte, von dem neuangekommenen Agathon zu unterhalten, und eine so vortheilhafte Abschilderung von ihm zu machen, daß Dionysius begierig wurde, diesen ausserordentlichen Menschen von Person zu kennen. Aristipp erhielt den Auftrag, ihn unverzüglich nach Hofe zu bringen; und er vollzog denselben, ohne unsern Helden merken zu lassen, wie viel Antheil er an der Sache gehabt hatte.

Zehntes Kapitel.

Agathon sah eine so bald erfolgende Einladung als eine gute Vorbedeutung an, und machte keine Schwierigkeit, sie anzunehmen. Er wurde vom Dionysius auf eine sehr leutselige Art empfangen. Bey dieser Gelegenheit erfuhr er abermal, daß die Schönheit eine stumme Empfehlung an alle Menschen, welche Augen haben, ist. Die Gestalt eines Apollo, die ihm schon so manchen guten und schlimmen Dienst gethan, die ihm die Verfolgungen der Pythia und die Zuneigung der Athenienser zugezogen, ihn in den Augen der thrazischen Bacchantinnen zum Gott, in den Augen der schönen Danae zum liebenswürdigsten der Sterblichen gemacht hatte, — diese Gestalt, diese ein-

einnehmende Gesichtsbildung, diese mit Würde und Anstand zusammenfliessende Grazie, welche allen seinen Bewegungen und Handlungen eigen war, thaten ihre Würkung, und zogen ihm beym ersten Anblick die allgemeine Bewunderung zu. Dionysius, welcher als König zu wohl mit sich selbst zufrieden war, um über einen Privatmann wegen irgend einer Vollkommenheit eifersüchtig zu seyn, überließ sich dem angenehmen Eindruck, den dieser schöne Fremdling auf ihn machte. Die Philosophen hofften, das Inwendige werde einer so viel versprechenden Aussenseite nicht gemäß seyn; und diese Hoffnung sezte sie in den Stand, mit einem Nasenrümpfen, welches den geringen Werth, den sie einem solchen Vorzug beylegten, andeuten sollte, einander zuzuflüstern, daß er — schön sey. Aber die Höflinge hatten Mühe ihren Verdruß darüber zu verbergen, daß sie keinen Fehler an ihm finden konnten, der sie für den Anblick so vieler Vorzüge schadlos gehalten hätte. Wenigstens waren dieß die Bemerkungen, welche der kaltsinnige Aristipp bey dieser Gelegenheit machte.

Agathon verband in seinen Reden und in seinem ganzen Betragen mit der edlen Freyheit und Zuversichtlichkeit eines Weltmannes so viel Bescheidenheit und Klugheit, daß Dionysius in wenigen Stunden ganz von ihm eingenommen war. Man weiß, wie wenig es oft bedarf, den Grosen zu gefallen, wenn uns nur der erste Augenblick günstig ist. Agathon

mußte also dem Dionysius, welcher würklich Geschmack hatte, nothwendig mehr gefallen, als irgend ein anderer, den er jemals gesehen hatte; und dieß im immer zunehmenden Verhältniß, so wie sich von einem Augenblick zum andern die Vorzüge und Talente unsers Helden entwickelten. In der That besaß er deren so viele, daß der Neid der Höflinge, der in gleicher Proportion von Augenblick zu Augenblick stieg, gewisser masen zu entschuldigen war. Die guten Leute würden sich viel auf sich selbst eingebildet haben, wenn sie nur diejenigen Eigenschaften in einem solchen Grad einzeln besessen hätten, welche in ihm vereinigt dennoch den geringsten Theil seines Werthes ausmachten. Er hatte die Klugheit, seine gründlichern Eigenschaften zu verbergen, und sich blos von derjenigen Seite zu zeigen, wodurch sich die Hochachtung der Weltleute am sichersten überraschen läßt. Er sprach von allem mit dieser Leichtigkeit des Wizes, welche über die Gegenstände nur dahinglitscht; eine Eigenschaft, wodurch sich oft die schaalesten Köpfe in der Welt (auf einige Zeit wenigstens) das Ansehen, Verstand und Einsichten zu haben, zu geben wissen. Er scherzte; er erzählte mit Anmuth; er machte Andern Gelegenheit, sich zu zeigen; und (was der Erziehung, die er von der schönen Danae erhalten, Ehre machte) er bewunderte die guten Einfälle, welche dem schwazhaften Dionysius unter einer Menge von platten und frostigen zuweilen entfielen, mit einer Art, welche, ohne seiner Aufrichtigkeit oder

sei-

seinem Geschmack zu viel Gewalt anzuthun, diesen Prinzen überzeugte, daß Agathon unendlich viel Verstand habe.

Die grosen Herren haben gemeiniglich eine Lieblingsschwachheit, wodurch es sehr leicht wird den Eingang in ihr Herz zu finden. Der grose **Tanzai** von Scheschian (ein Kenner übrigens von Verdiensten) kannte doch kein gröseres, als die **Leyer** gut zu spielen. Dionysius hegte ein so günstiges Vorurtheil für die **Cithar**, daß der beste Citharspieler in seinen Augen der gröseste Mann auf dem Erdboden war. Er spielte sie zwar selbst nicht sonderlich; aber er gab sich für einen Kenner, und rühmte sich, die grösesten Virtuosen auf diesem wundervollen Instrument an seinem Hofe zu haben. Zu gutem Glücke hatte Agathon zu Delphi die Cithar schlagen gelernt, und einige Lectionen, die er bey der schönen Danae genommen, hatten ihn in dieser Kunst so weit gebracht, als sie gehen kann. Kurz, er nahm das dritte oder vierte mal, da er mit dem Dionysius zu Nacht speisete, eine Cithar, begleitete darauf einen Dithyramben des Damon (der von einer feinen Stimme gesungen, und von der schönen Bacchidion getanzt wurde) und sezte seine Hoheit dadurch in eine so übermässige Entzückung, daß der ganze Hof von diesem Augenblick an für ausgemacht hielt, ihn in kurzem zur Würde eines erklärten Günstlings erhoben zu sehen. Dionysius

sius überhäufte ihn in der ersten Aufwallung seiner Bewunderung mit Liebkosungen, welche unserm Helden beynahe allen Muth benahmen. Himmel! dachte er, was werde ich mit einem Könige anfangen, der bereit ist, den ersten Neuangekommenen an die Spize seines Staats zu sezen, weil er ein guter Citharschläger ist? Dieser erste Gedanke war sehr gründlich, und würde ihm vieles Ungemach erspart haben, wenn er seiner Eingebung gefolgt hätte. Aber eine andere Stimme (war es Eitelkeit? oder der Gedanke, ein groses Vorhaben nicht um einer so geringfügigen Ursache willen aufzugeben? oder die Schwachheit, die uns geneigt macht, alle Thorheiten der Grosen, welche Achtung für uns zeigen, mit nachsichtvollen Augen einzusehen?) flüsterte ihm ein: daß der Geschmack für die Musik, und die besondere Anmuthung für ein gewisses Instrument, eine Sache sey, welche von unsrer Organisation abhange; und daß es ihm desto leichter seyn werde, sich des Herzens dieses Prinzen zu versichern, je mehr er von den Geschicklichkeiten besize, wodurch man seinen Beyfall erhalten könne. Die Gunst, in welche er sich in so kurzer Zeit, und durch so zweydeutige Verdienste bey dem Tyrannen gesezt, stieg bald darauf, bey Gelegenheit einer akademischen Versammlung, welche Dionysius mit grosen Feyerlichkeiten veranstaltete, zu einem solchen Grade, daß Philistus, der bisher noch zwischen Furcht und Hoffnung ge-

schwe-

schwebet hatte, seinen Fall nunmehr für gewiß hielt.

Dionysius hatte vom Aristipp vernommen, daß Agathon ehmals ein Schüler Platons gewesen, und während seines Glücksstandes zu Athen für einen der grösesten Redner in dieser schwazhaften Republik gehalten worden sey. Erfreut, eine Vollkommenheit mehr an seinem neuen Liebling zu entdecken, säumte er sich keinen Augenblick, eine Gelegenheit zu veranstalten, wo er aus eigner Einsicht von der Wahrheit seines Vorgebens urtheilen könnte. Denn es kam ihm ganz übernatürlich vor, daß man zu gleicher Zeit ein Philosoph, ein Adonis, und ein so groser Citharschläger sollte seyn können. Die Akademie erhielt also Befehl, sich zu versammlen, und das ganze Syrakus wurde dazu eingeladen. Agathon dachte an nichts weniger, als daß er bey diesem Wettstreit eines Haufens von Sophisten (die er nicht ohne Grund für sehr überflüßige Leute an dem Hofe eines guten Fürsten ansah) eine Rolle zu spielen bekommen würde; und Aristipp hatte (aus dem obenberührten Beweggrunde, der der Schlüssel zu seinem ganzen Betragen gegen unsern Helden ist) ihm von Dionysens Absicht nichts entdeckt. Dieser eröffnete als Präsident der Akademie (denn seine Eitelkeit begnügte sich nicht an der Ehre, ihr Beschüzer zu seyn) die Versammlung durch einen übel zusammengestoppten, und nicht allzuverständ-

lichen, aber mit Platonismen reich verbrämten Discurs, welcher (wie leicht zu erachten) allgemeinen Beyfall erhielt; ungeachtet er dem Agathon mehr das ungezweifelte Vertrauen des königlichen Redners in den Beyfall, der ihm von Standes wegen zukam, als die Gröse seiner Gaben und Einsichten zu beweisen schien. Nach Endigung dieser Rede nahm die philosophische Heze ihren Anfang; und wofern die Zuhörer durch die subtilen Geister, die sich nunmehr hören ließen, nicht sehr unterrichtet wurden, so fanden sie sich doch durch die Wohlredenheit des einen, die klingende Stimme und den guten Accent eines andern, die paradoxen Einfälle eines dritten, und die Gesichter, die ein vierter zu seinen Distinctionen und Demonstrationen machte, erträglich belustiget. Nachdem dieses Spiel einige Zeit gedauert hatte, und ein unhöfliches Gähnen bereits zwey Drittheile der Zuhörer zu ergreiffen begann, sagte Dionysius: da er das Glück habe, seit einigen Tagen einen der würdigsten Schüler des grosen Platons in seinem Hause zu besizen; so ersuchte er ihn, sich nicht verdriessen zu lassen, daß der Ruhm, der ihm allenthalben vorangegangen, den Schleyer, womit seine Bescheidenheit seine Verdienste zu verhüllen suche, hinweggezogen, und in dem schönen Agathon einen der beredtesten Weisen der Zeit entdeckt habe. Er möchte sich also nicht weigern, auch in Syrakus sich von einer so vortheilhaften Seite zu zeigen, und sich mit den Philoso-

losophen der Akademie in einen Wettstreit über irgend eine wichtige Frage aus der Philosophie einzulassen. Zum guten Glücke sprach Dionysius, der sich selbst gerne hörte, und die Gabe der Weitläufigkeit in hohem Maase besaß, lange genug, um unserm Manne Zeit zu geben, sich von der kleinen Bestürzung über eine so unerwartete Zumuthung zu erholen. Diese Frist sezte ihn in den Stand, ohne Zaudern zu antworten: Er sey zu früh aus den Hörsälen der Weisen auf den Marktplaz zu Athen gerufen, und in die Angelegenheiten eines Volkes, welches bekanntermaasen seinen Hofmeistern nicht wenig zu schaffen zu machen pflege, verwickelt worden, als daß er Zeit genug gehabt haben sollte, sich seine Lehrmeister zu Nuzen zu machen. Indessen sey er, wenn es Dionysius verlange, aus Achtung gegen ihn bereit, eine Probe abzulegen, wie wenig er das Lob verdiene, welches ihm aus einem allzugünstigen Vorurtheil beygelegt worden sey. Dionysius rief also den Philistus auf, (man weiß nicht, ob vermöge einer vorher genommenen Abrede, oder ob von Ungefehr) eine Frage vorzuschlagen, für und wider welche von beyden Seiten gesprochen werden sollte. Der Minister bedachte sich eine kleine Weile, und in Hoffnung, den Agathon, der ihm furchtbar zu werden anfieng, in Verlegenheit zu sezen, schlug er die Frage vor: „welche Regierungsform einen Staat glücklicher mache, die Republicanische oder die Monarchische?“

 Man

Man wird, dachte er, dem Agathon die Wahl lassen, für welche er sich erklären will. Spricht er für die Republik, und spricht er gut (wie er um seines Ruhms willen genöthiget ist) so wird er dem Prinzen mißfallen: wirft er sich zum Lobredner der Monarchie auf, so wird er sich dem Volke verhaßt machen, und Dionysius wird den Muth nicht haben, die Staatsverwaltung einem Ausländer anzuvertrauen, der bey seinem ersten Auftritt einen so schlechten Eindruck auf die Gemüther der Syrakusaner gemacht hat. Allein diesesmal betrog den schlauen Mann seine Erwartung. Agathon erklärte sich, ungeachtet er die Absicht des Philistus merkte, mit einer Unerschrockenheit, welche diesem keinen Triumph prophezeyte, für die Monarchie. Nachdem seine Gegner (unter denen Antisthenes und der Sophist Protagoras alle ihre Kräfte anstrengten, die Vorzüge der Freystaaten zu erheben) zu reden aufgehöret hatten, fieng er damit an, daß er ihren Gründen mehr Stärke gab, als sie selbst zu thun fähig gewesen waren. Die Aufmerksamkeit war ausserordentlich. Jedermann war mehr begierig, zu hören, wie Agathon sich selbst, als wie er seine Gegner würde überwinden können. Seine Beredsamkeit zeigte sich in einem Lichte, welches die Seelen der Zuhörer blendete. Die Wichtigkeit des Augenblicks, der den Ausgang seines ganzen Vorhabens entschied, die Würde des Gegenstandes, die Begierde zu siegen, und vermuthlich auch seine herzliche Abneigung

gegen die Demokratie, alles sezte ihn in eine Begeisterung, welche die Kräfte seiner Seele höher spannte. Seine Ideen waren so gros, seine Gemählde so stark gezeichnet, mit so vielem Feuer gemahlt, seine Gründe jeder für sich selbst so schimmernd, und durch ihre Zusammenordnung so überwältigend; der Strom seiner Rede, der anfänglich in ruhiger Majestät dahin floß, wurde nach und nach so stark und hinreissend; daß selbst diejenigen, bey denen es zum Voraus beschlossen war, daß er Unrecht haben sollte, sich wie durch eine magische Gewalt genöthigt sahen, ihm innerlich Beyfall zu geben. Man glaubte, den Merkur oder Apollo reden zu hören. Die Kenner (denn es waren einige zugegen, welche davor gelten konnten) bewunderten am meisten, daß er die Kunstgriffe verschmähte, wodurch die Sophisten gewohnt waren, einer schlimmen Sache die Gestalt einer guten zu geben. Keine Farben, welche durch ihren Glanz das Betrügliche falscher oder umsonst angenommener Säze verbergen mußten! Keine künstliche Austheilung des Lichts und des Schattens! Sein Ausdruck glich dem Sonnenschein, dessen lebender und beynahe geistiger Glanz sich den Gegenständen mittheilt, ohne ihnen etwas von ihrer eigenen Farbe zu benehmen.

Indessen müssen wir gestehen, daß er ein wenig grausam mit den Republiken umgieng. Er bewies, oder schien doch allen, die ihn hörten, zu beweisen: daß diese Art von Gesellschaft ihren Ur-

Ursprung in dem wilden Chaos der Anarchie genommen, und daß die Weisheit ihrer Gesezgeber sich mit schwachem Erfolg bemühet hätte, Ordnung und Dauerhaftigkeit in eine Verfassung zu bringen, welche (ihrer Natur nach) in steter Unruh und innerlicher Gährung alle Augenblicke Gefahr lauffe, sich durch ihre eigene Kräfte aufzureiben, und des Ruhestandes so wenig fähig sey, daß die Ruhe in derselben vielmehr eine Folge der äussersten Verderbniß, und (gleich einer Windstille auf dem Meere) der gewisse Vorbote des Sturms und Untergangs seyn würde. Er behauptete, daß die politische Tugend (dieses geheiligte Palladium der Freystaaten, an dessen Erhaltung ihre Gesezgeber das ganze Glück derselben gebunden hätten) eine Art von unsichtbarem, und durch verjährten Aberglauben geheiligtem Gözen sey, an welchem nichts als der Name verehret werde. Daß man in diesen Staaten einen stillschweigenden **Vertrag** mit einander gemacht zu haben schiene, sich durch ein gewisses Phantom von Gerechtigkeit, Mäsigung, Uneigennüzigkeit, Liebe des Vaterlandes und des gemeinen Besten von einander betrügen zu lassen; und daß unter der Maske dieser politischen Heucheley, unter dem ehrwürdigen Namen aller dieser Tugenden, das Gegentheil derselben nirgends unverschämter ausgeübt werde. Es würden, meynte er, eine Menge besonderer Umstände, welche sich in etlichen tausend Jahren kaum einmal in irgend einem

nem Winkel des Erdbodens zusammen finden könnten, dazu erfordert, um eine Republik in der glücklichen Mittelmäsigkeit zu erhalten, ohne welche sie von keinem Bestand seyn könne. Und eben daher weil dieser Fall so selten sey, und von so vielen zufälligen Ursachen abhange, komme es, daß die meisten Republiken entweder zu schwach wären, ihren Bürgern die mindeste Sicherheit zu gewähren, oder nach einer Gröse strebten, welche den Staat unaufhörlich durch innerliche Unruhen und Bürgerkriege erschütterten, und demjenigen, der zulezt Meister vom Kampfplaze bliebe, nichts als Einöden zu bevölkern, und Ruinen wieder aufzubauen überlasse. Sogar die Freyheit, auf welche diese Staaten mit Ausschluß aller andern Anspruch machten, finde kaum in den despotischen Reichen Asiens weniger Plaz. Denn entweder müsse sich das Volk alles demüthiglich gefallen lassen, was die Edeln und Reichen, ihrem besondern Interesse gemäß, schlösen und handelten; oder wenn es den Gesezgeber und Richter selbst mache, sey kein ehrlicher Mann sicher, nicht alle Augenblicke das Opfer derjenigen zu werden, denen seine Verdienste im Wege stünden, oder die durch sein Ansehen und Vermögen reicher und gröser zu werden hoffeten. In keinem andern Staat sey es weniger erlaubt, von seinen Fähigkeiten Gebrauch zu machen, selbst zu denken, und über wichtige Gegenstände dasjenige, was man für

gemeinnützlich halte, ohne Gefahr bekannt werden zu lassen. Alle Vorschläge zu Verbesserungen würden unter dem verhaßten Namen **Neuerungen** verworfen, und zögen ihren Urhebern geheime oder öffentliche Verfolgungen zu. Selbst die Grundpfeiler der menschlichen Glückseligkeit, und dasjenige, was den gesitteten Menschen eigentlich von dem Wilden und Barbaren unterscheide, Wahrheit und Tugend, die Wissenschaften und die liebenswürdigen Künste der Musen, seyen in diesen Staaten **verdächtig** oder gar verhaßt. Sie würden durch tausend im Finstern schleichende Mittel entkräftet, an ihrem Fortgang verhindert, oder doch gewiß weder aufgemuntert *noch* belohnt" — Doch es sey an diesem Auszuge genug, um dem Leser eine Probe zu geben, wie genau Agathon mit den Gebrechen der Freystaaten bekannt war, und wie wenig er ihrer bey dieser Gelegenheit schonte! Wir brechen ihn um so lieber ab, weil es gänzlich wider unsre Absicht wäre, irgend einem Erdenbewohner die Stellung, worinn er sich befindet, unangenehmer zu machen als sie ihm bereits seyn mag; oder Anlaß zu geben, daß die Gebrechen einiger längst zerstörten griechischen Republiken, aus denen Agathon seine Gemählde hernahm, zur Verunglimpfung derjenigen mißbraucht werden könnten, welche in unsern Zeiten als ehrwürdige Freystätte und Zufluchtsplätze der Tugend, der gesunden Denkungsart, der öffentlichen Glückseligkeit und einer poli-

tischen

tischen Gleichheit, welche sich der natürlichen möglichst nähert, angesehen werden können. Ueberhaupt scheint die Frage, über welche hier disputiret wurde, unter die wichtigen Fragen — ob Scaramuz, ob Scapin besser tanze? — und so viele andere von diesem Schlage zu gehören, worüber von jeher so viel Zeit und Mühe verloren worden, ohne daß sich absehen liesse, worinn die Welt jemals durch ihre Auflösung sollte verbessert werden können. Wir übergehen also auch, wiewohl aus einem andern Grunde, die Lobrede, welche Agathon der monarchischen Staatsverfassung hielt. Die Beherrscher der Welt scheinen zum Theil sehr gleichgültig über die Meynung zu seyn, welche man von ihrer Regierungsart hat. Es giebt Fälle, wir gestehen es, wo dieses eine Ausnahme leidet: aber diese Fälle begegnen selten, wenn man die Vorsichtigkeit gebraucht, hundert und fünfzig tausend wohlbewafnete Leute bereit zu halten, mit deren Beystand man sehr wahrscheinlich hoffen kann, sich über die Meynung aller friedsamen Leute in der ganzen Welt hinwegsezen zu können. Sind nicht eben diese hundert und fünfzigtausend ein lebendiger, augenscheinlicher Beweis, der alle andere überflüßig macht, daß eine Nation glücklich ist? Genug also, daß diese Rede, worinn Agathon alle Gebrechen ve[illegible]d[illegible]bener Freystaaten und alle Vorzüge wohlregierter Monarchien in zwey contrastirende Gemählde zusammendrängte, das Glück hatte, alle

Stim=

Stimmen davon zu tragen, alle Zuhörer zu überreden, und dem Redner eine Bewunderung zuzuziehen, welche den Stolz des eitelsten Sophisten hätte sättigen können. Jedermann war von einem Manne bezaubert, welcher so seltne Gaben mit einer so grosen Denkungsart und mit so menschenfreundlichen Gesinnungen vereinigte. Denn Agathon hatte nicht die Tyranney, sondern die Regierung eines Vaters angepriesen, der seine Kinder wohl erzieht, und glücklich zu machen sucht. Man sagte sich selbst, was für goldne Tage Sicilien sehen würde, wenn ein solcher Mann das Ruder führte. Er hatte nicht vergessen, im Eingang seiner Rede dem Verdacht zuvorzukommen, als ob er die Republik aus Rachsucht schelte, und die Monarchie aus Schmeicheley und geheimen Absichten erhebe. Er hatte bey dieser Gelegenheit zu erkennen gegeben, daß er entschlossen sey, nach Tarant überzugehen, um in der ruhigen Dunkelheit des Privatstandes, welchen er seiner Neigung nach allen andern vorziehe, dem Nachforschen der Wahrheit und der Verbesserung seines Gemüths obzuliegen. Jedermann tadelte oder bedauerte diese Entschliessung, und wünschte, daß Dionysius alles anwenden möchte, ihn davon zurückzubringen. Niemals hatte sich die Neigung des Prinzen mit den Wünschen seines Volks so gleichstimmig befunden, wie diesesmal. Die hohe Meynung, die er von der Person unsers Helden gefasset hatte, war durch diesen Discurs bis auf den höchsten Grad gestiegen.

So

So wenig beständiges in dem Charakter dieses Fürsten war, so hatte er doch seine Augenblicke, wo er wünschte, daß es weniger Verleugnung kosten möchte, ein guter Regent zu seyn. Die Beredsamkeit Agathons hatte ihn, wie die übrigen Zuhörer, mit sich fortgerissen; er fühlte die Schönheit seiner Gemählde, und vergaß darüber, daß eben diese Gemählde eine Art von Satyre über ihn selbst enthielten. Er sezte sich vor, dasjenige zu erfüllen, was Agathon auf eine stillschweigende Art von seiner Regierung versprochen hatte; und um sich die Pflichten, die ihm dieser Vorsaz auferlegte, zu erleichtern, wollte er sie durch eben denjenigen ausüben lassen, der so gut davon sprechen konnte. Wo konnte er ein tauglicheres Werkzeug finden, den Syrakusanern seine Regierung beliebt zu machen? Wo einen andern Mann, der so viele angenehme Eigenschaften mit so vielem nüzlichen vereinigte?

Dionysius, gewohnt, alles nur von einer Seite anzusehen, und alles, was er wollte, hastig und ungeduldig zu wollen, pflegte zwischen seinen Entschliessungen und ihrer Ausführung so wenig Zeit zu sezen, als möglich war. Er trug also dem Aristippus auf, seinem Freunde Vorschläge zu thun. Dieser entschuldigte sich mit seiner Abneigung vor dem geschäfftigen Leben, und bestimmte sogar den Tag seiner Abreise. Dionysius wurde um so viel dringender: und wiewohl sich Agathon noch immer weigerte, so geschah es doch mit einer so bescheidenen Art, daß man hoffen

konnte, er werde sich bewegen lassen. In der That war seine Absicht nur, die Zuneigung eines so wenig zuverläßigen Prinzen zuvor auf die Probe zu stellen, eh er sich in Verbindungen einlassen wollte, welche für das Glück anderer und für seine eigene Ruhe so gute oder so schlimme Folgen haben konnten.

Endlich da er Ursache zu haben glaubte, die Hochachtung, die er dem Dionysius eingeflößt, für etwas mehr als einen launischen Anstoß zu halten, gab er seinem Anhalten nach; aber nicht anders als bis gewisse Bedingungen zwischen ihnen festgesezt worden waren. Er erklärte sich, daß er blos in der Eigenschaft seines Freundes an seinem Hofe bleiben wollte, so lange als ihn Dionysius dafür erkennen, und seiner Dienste nöthig zu haben glauben würde. Er wollte sich aber auch nicht fesseln lassen, sondern die Freyheit behalten, sich zurückzuziehen, so bald er sähe, daß sein Daseyn zu nichts nüze sey. Die einzige Belohnung, welche er sich befugt halte für seine Dienste zu verlangen, sey diese: daß Dionysius seinen Rathschlägen folgen möchte, so lange er werde zeigen können, daß dadurch das Beste der Nation, und die Sicherheit, der Ruhm und die Privatglückseligkeit des Prinzen zugleich befördert werde. Endlich bat er sich noch aus, daß Dionysius niemals einige heimliche Eingebungen oder Anklagen gegen ihn annehmen möchte, ohne ihm solche offenherzig zu entdecken, und seine Verantwortung anzuhören.

Der

Der Prinz bedachte sich um so weniger, alle diese Bedingungen zu unterschreiben, da er entschlossen war, ihn zu haben, wenn es auch die Helfte seines Reichs kosten sollte. Agathon bezog also eine Wohnung, welche man im Pallast für ihn ausgerüstet hatte; Dionysius erklärte öffentlich, daß man sich in allen Sachen an seinen Freund Agathon, wie an ihn selbst, wenden könne. Auf einmal eiferten nun die Höflinge in die Wette, dem neuen Günstling ihre Unterwürfigkeit zu bezeugen: und Syrakus sah mit froher Erwartung der Wiederkunft der saturnischen Zeiten entgegen.

Eilftes Kapitel.

Wir machen hier eine kleine Pause, um dem Leser Zeit zu lassen dasjenige zu überlegen, was er sich selbst in diesem Augenblick für oder wider unsern Helden zu sagen haben mag. Vielleicht finden einige in dem Eifer, womit er wider die Republiken gesprochen, eine Bitterkeit, welche ihn unbillig genug mache, die Undankbarkeit seiner eigenen Mitbürger an allen andern Freystaaten zu bestrafen. Andere werden vielleicht sein ganzes Betragen an dem Hofe des Königs Dionysius einer gekünstelten Klugheit, welche nicht in seinem Charakter sey, und ihm eine schielende Farbe gebe, beschuldigen. Wir haben uns schon mehrmals erklärt, daß wir in diesem Werke die Pflichten eines Geschichtschreibers, und nicht eines Lob- und Schuzredners, übernommen haben. Indessen bleibt uns doch erlaubt, von den Handlungen eines Mannes, dessen Leben wir zwar nicht für ein vollkommenes Muster, aber doch für ein **lehrreiches Beyspiel** geben, eben so frey nach unserm Gesichtspunct zu urtheilen, als es unsere Leser aus dem ihrigen thun mögen. Wir haben bereits erinnert, daß es unbillig seyn würde, dasjenige, was Agathon wider die Republiken seiner Zeit gesprochen, für eine Beleidigung solcher Freystaaten anzusehen, welche unter dem Einfluß günstiger Umstände, durch ihre Lage vor auswärtigem Neid und vor ausschweifenden Vergrösserungsgedanken gesichert,

durch weise Geseze, und (was noch mehr ist) durch die **Macht der Gewohnheit**, in einer glückseligen Mittelmäsigkeit fort erhalten werden, und die Gebrechen kaum dem Namen nach kennen, welche Agathon an den Republiken seiner Zeit für unheilbar ansah.

Ueberhaupt hat man Ursache zu glauben, daß Agathon gesprochen habe, wie er dachte, und das ist zu Rechtfertigung seiner Redlichkeit genug. Warum sollten wir an dieser zu zweifeln anfangen? Sein ganzes Betragen, während daß er das Herz des Tyrannen in seinen Händen hatte, bewies, daß er keine Absichten hegete, welche ihn genöthiget hätten, ihm gegen seine Ueberzeugung zu schmeicheln. Es ist wahr, er hatte von dem Augenblick an, da er den Fuß in Dionysens Palast sezte, Absichten bey allem, was er that. Sollte er vielleicht keine gehabt haben? Wenn seine Absichten edel und wohlthätig waren (und sie waren es würklich) was können wir, nach der äussersten Schärfe, mehr fodern? Es scheint also nicht, daß man Grund habe, ihm aus der **Vorsichtigkeit** einen Vorwurf zu machen, womit er, auf der neuen und schlüpfrigen Bahn, die er betreten hatte, alle seine Handlungen einrichten mußte, wenn sie Mittel zu seinen Absichten werden sollten. Wir geben zu, daß eine Art von Zurückhaltung und Feinheit daraus hervorblickt, welche nicht ganz in seinem vorigen Charakter zu

seyn scheint. Aber dieß verdient an sich selbst keinen Tadel. Es ist noch auszumachen, ob diese Unveränderlichkeit der Denkungsart und Verhaltungsregeln, worauf manche ehrliche Leute sich so viel zu gute thun, eine so grose Tugend ist, als sie sich vielleicht einbilden. Zwar schmeichelt uns die Eigenliebe sehr gerne, daß wir, so wie wir sind, am besten seyen: aber sie hat nicht selten Unrecht uns so zu schmeicheln. Es ist unmöglich, daß, indem sich alles um uns her verändert, wir allein unveränderlich bleiben sollten; und wenn es auch nicht unmöglich wäre, so wär' es oft unschicklich. Andre Zeiten erfordern andre Sitten; andre Umstände eine andre Bestimmung und Wendung unsers Verhaltens. In moralischen Romanen finden wir freylich Helden, welche sich immer in allem gleich bleiben, — und darum zu loben sind. Denn wie sollte es anders seyn, da sie in ihrem zwanzigsten Jahre Weisheit und Tugend bereits in eben dem Grade der Vollkommenheit besizen, den ein Sokrates oder Epaminondas nach vielfachen Verbesserungen ihrer selbst kaum im sechzigsten erreicht haben? Aber im Leben finden wir es anders. Desto schlimmer für die, welche sich da immer selbst gleich bleiben! — Die Rede ist nicht von Thoren und Lasterhaften — auch die Besten haben an ihren Begriffen, Urtheilen, Empfindungen, selbst an dem, worinn sie vortrefflich sind, an ihrem Herzen, an ihrer Tugend, immer noch

viel zu verbessern. Und die Erfahrung lehrt, daß wir selten zu einer neuen Entwicklung unsrer selbst, oder zu einer merklichen Verbesserung unsers vorigen innerlichen Zustandes gelangen, ohne durch eine Art von Medium zu gehen, welches eine falsche Farbe auf uns reflectirt, und unsre wahre Gestalt eine Zeitlang verdunkelt. Wir haben unsern Helden bereits in verschiedenen Situationen gesehen; in jeder, durch den Einfluß der Umstände, ein wenig anders als er würklich ist. Er schien zu Delphi ein bloser speculativer Enthusiast; und man hat in der Folge gesehen, daß er sehr gut zu handeln wußte. Wir glaubten, nachdem er die schöne Cyane gedemüthiget hatte, daß ihm die Verführungen der Wollust nichts anhaben könnten: und Danae bewies, daß wir uns betrogen hatten. Aber es wird nicht mehr lange anstehen, so wird eine neue vermeynte Danae, welche seine schwache Seite ausgefunden zu haben glaubte, sich eben so betrogen finden. Agathon schien in verschiedenen Zeitpunkten seines Lebens, nach der Reihe ein platonischer und ein patriotischer Schwärmer, ein Held, ein Stoiker, ein Wollüstling; und er war keines von allen, wiewohl er nach und nach durch alle diese Klassen gieng, und in jeder etwas von der eignen Farbe derselben bekam. Wir sind noch nicht am Ende seines Lauffes; daher kann auch von seinem Charakter, von dem, was er würklich war, worinn er sich unter allen diesen Gestalten gleich blieb, und

was zulezt, nachdem alles Fremdartige davon abgeschieden seyn wird, übrig bleiben wird, dermalen die Rede noch nicht seyn. Ohne also so voreilig über ihn zu urtheilen, wie man gewohnt ist, es im täglichen Leben alle Augenblicke zu thun, wollen wir fortfahren, ihn zu beobachten, die wahren Triebräder seiner Handlungen so genau, als uns möglich seyn wird, zu erforschen, keine geheime Bewegung seines Herzens, welche uns einigen Aufschluß hierüber geben kann, entwischen lassen, und unser Urtheil über das Ganze seines moralischen Wesens so lange zurückhalten, bis — wir es kennen werden.

Agathon,

Zehntes Buch.

Erstes Kapitel.

Von Haupt- und Staatsactionen. Betragen Agathons am Hofe des Königs Dionys.

Man tadelt an Shakespear, — demjenigen unter allen Dichtern seit Homer, der die Menschen, vom Könige bis zum Bettler, und von Julius Cäsar bis zu Jak Fallstaff am besten gekannt, und mit einer Art von begreiflicher Anschauungskraft durch und durch gesehen hat, — daß seine Stücke keinen, oder doch nur einen sehr fehlerhaften, unregelmäßigen, und schlecht ausgesonnenen Plan haben; daß Komisches und Tragisches darinn auf die seltsamste Art durch einander geworfen ist, und oft eben dieselbe Person, die uns durch die rührende Sprache der Natur Thränen in die Augen gelockt hat, in wenigen Augenblicken darauf durch irgend einen seltsamen Einfall oder barokischen Ausdruck ihrer Empfindungen, wo nicht zu lachen macht, doch dergestalt abkühlt, daß es schwer wird, uns wieder

in die gehörige Fassung zu sezen. — Man tadelt dieß, — und denkt nicht daran, daß seine Stücke eben darum desto naatürlichere Abbildungen des menschlichen Lebens sind.

Der Lebenslauf der meisten Menschen, und (wenn wir es sagen dürfen) der grosen Staatskörper selbst, in so fern sie als moralische Wesen betrachtet werden, gleicht den Haupt- und Staatsactionen, welche ehmals im Besiz der Schaubühne waren, in so vielen Punkten, daß man beynahe auf die Gedanken kommen möchte, die Erfinder dieser leztern wären klüger gewesen, als man gemeiniglich denkt, und hätten, wofern sie nicht gar die Absicht gehabt, das menschliche Leben lächerlich zu machen, wenigstens die Natur eben so getreu nachahmen wollen, als die Griechen sich angelegen seyn liessen, sie zu verschönern. Um izo nichts von der zufälligen Aehnlichkeit zu sagen, daß in diesen Stufen, so wie im Leben, die wichtigsten Rollen sehr oft gerade durch die schlechtesten Schauspieler gespielt werden; was kann ähnlicher seyn, als es beyde Arten von Haupt- und Staatsactionen einander in der Anlage, in der Abtheilung und Verbindung der Scenen, im Knoten und in der Entwicklung zu seyn pflegen? Wie selten fragen die Urheber der einen und der andern sich selbst, warum sie dieses oder jenes gerade so, und nicht anders, gemacht haben! Wie oft überraschen sie uns durch

Begebenheiten, zu denen wir nicht im mindesten vorbereitet waren! Wie oft sehen wir Personen kommen und wieder abtreten, ohne daß sich begreiffen läßt, warum sie kamen, oder warum sie wieder verschwinden! Wie viel wird in beyden dem Zufall überlassen! Wie oft sehen wir die grösesten Würkungen durch die armseligsten Ursachen hervorgebracht! Wie oft das Ernsthafte und Wichtige mit einer leichtsinnigen Art, und das nichtsbedeutende mit lächerlichem Ernst behandelt! Und wenn in beyden endlich alles so kläglich verworren und durch einander geschlungen ist, daß man an der Möglichkeit der Entwicklung zu verzweifeln anfängt; wie glücklich sehen wir nicht durch irgend einen unter Bliz und Donner aus papiernen Wolken herabspringenden Gott, oder durch einen frischen Degenhieb, den Knoten auf einmal zwar nicht aufgelößt, aber doch aufgeschnitten, welches in so fern auf eines hinaus läuft, daß auf die eine oder andere Art das **Stück ein Ende hat**, und die Zuschauer klatschen, oder zischen können, wie sie wollen, oder — dürfen. Was übrigens der edle **Hans Wurst** in den komischen Tragödien, wovon wir reden, für eine wichtige Rolle zu spielen hatte, wird vielen unserer Leser noch im frischen Andenken liegen. Wie viele Mühe hat es nicht gekostet, diesen Lieblingscharakter der oberteutschen Provinzen von der Schaubühne zu verdrängen! — Und gleichwohl — möcht er immer auf der Schaubühne bleiben,

in die gehörige Fassung zu sezen. — Man tadelt dieß, — und denkt nicht daran, daß seine Stücke eben darum desto naatürlichere Abbildungen des menschlichen Lebens sind.

Der Lebenslauf der meisten Menschen, und (wenn wir es sagen dürfen) der grosen Staatskörper selbst, in so fern sie als moralische Wesen betrachtet werden, gleicht den Haupt- und Staatsactionen, welche ehmals im Besiz der Schaubühne waren, in so vielen Punkten, daß man beynahe auf die Gedanken kommen möchte, die Erfinder dieser leztern wären klüger gewesen, als man gemeiniglich denkt, und hätten, wofern sie nicht gar die Absicht gehabt, das menschliche Leben lächerlich zu machen, wenigstens die Natur eben so getreu nachahmen wollen, als die Griechen sich angelegen seyn liessen, sie zu verschönern. Um izo nichts von der zufälligen Aehnlichkeit zu sagen, daß in diesen Stufen, so wie im Leben, die wichtigsten Rollen sehr oft gerade durch die schlechtesten Schauspieler gespielt werden; was kann ähnlicher seyn, als es beyde Arten von Haupt- und Staatsactionen einander in der Anlage, in der Abtheilung und Verbindung der Scenen, im Knoten und in der Entwicklung zu seyn pflegen? Wie selten fragen die Urheber der einen und der andern sich selbst, warum sie dieses oder jenes gerade so, und nicht anders, gemacht haben! Wie oft überraschen sie uns durch

Begebenheiten, zu denen wir nicht im mindesten vorbereitet waren! Wie oft sehen wir Personen kommen und wieder abtreten, ohne daß sich begreiffen läßt, warum sie kamen, oder warum sie wieder verschwinden! Wie viel wird in beyden dem Zufall überlassen! Wie oft sehen wir die grösesten Würkungen durch die armseligsten Ursachen hervorgebracht! Wie oft das Ernsthafte und Wichtige mit einer leichtsinnigen Art, und das nichtsbedeutende mit lächerlichem Ernst behandelt! Und wenn in beyden endlich alles so kläglich verworren und durch einander geschlungen ist, daß man an der Möglichkeit der Entwicklung zu verzweifeln anfängt; wie glücklich sehen wir nicht durch irgend einen unter Bliz und Donner aus papiernen Wolken herabspringenden Gott, oder durch einen frischen Degenhieb, den Knoten auf einmal zwar nicht aufgelößt, aber doch aufgeschnitten, welches in so fern auf eines hinaus läuft, daß auf die eine oder andere Art das **Stück ein Ende hat**, und die Zuschauer klatschen, oder zischen können, wie sie wollen, oder — dürfen. Was übrigens der edle **Hans Wurst** in den komischen Tragödien, wovon wir reden, für eine wichtige Rolle zu spielen hatte, wird vielen unserer Leser noch im frischen Andenken liegen. Wie viele Mühe hat es nicht gekostet, diesen Lieblingscharakter der oberteutschen Provinzen von der Schaubühne zu verdrängen! — Und gleichwohl — möcht er immer auf der Schaubühne bleiben,

 in

in so fern er nirgends als dort geduldet würde! der sich, vermuthlich zum ewigen Denkmal des Geschmacks unsrer Voraltern, auf dem Theater der Hauptstadt des teutschen Reichs erhalten zu wollen scheint. Aber wie manche grose Aufzüge auf dem Schauplaze der Welt hat man nicht in allen Zeiten mit Hans Wurst — oder, welches noch ein wenig ärger ist, durch Hans Wurst — aufführen gesehen! Wie oft haben grose Männer, gebohren, die schüzenden Engel eines Throns, die Wohlthäter ganzer Völker und Zeitalter zu seyn, alle ihre Weisheit und Tapferkeit durch einen kleinen schnakischen Streich von solchen Leuten vereitelt sehen müssen, welche, ohne eben das rothe Wamms und die gelben Hosen ihres Urbildes zu tragen, durch ihre ganze Aufführung beweisen, daß sie stolz darauf sind, seinen Charakter an sich zu tragen! Wie oft entsteht in beyden Arten der Tragi-Komödien die Verwicklung selbst lediglich daher, daß Hans Wurst durch irgend ein dummes oder schelmisches Stückchen von seiner Arbeit den klugen Leuten, eh sie sich dessen versehen können, ihr Spiel verderbt! — Manum de tabula! — Aber wenn diese Vergleichung, wie wir besorgen, ihren Grund hat; so mögen wir wohl den weisen und rechtschaffenen Mann bedauern, den sein Schicksal dazu verurtheilt hat, unter einem schlimmen, oder — welches ist ärger? — unter einem schwachen Fürsten, in die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten verwickelt

zu

zu seyn? Was wird es ihm helfen, mit Einsichten und Muth nach den besten Grundsäzen und nach dem richtigsten Plan zu handeln: wenn das verächtlichste Ungeziefer, wenn ein Sklave, ein Kupler, eine Bacchidion. oder etwas noch schlimmers, irgend ein Parasite, dessen ganzes Verdienst in Geschmeidigkeit, Verstellung und Schalkheit, besteht, es in ihrer Gewalt haben, die Maasregeln des Bidermannes zu verrücken, aufzuhalten, oder gar zu hintertreiben? Indessen bleibt ihm, wenn er sich einmal an ein so gefahrvolles Abentheuer gewagt hat, kein andres Mittel übrig, sich selbst zu beruhigen, und auf alle Fälle sein Betragen vor dem unpartheyischen Gericht der Weisen und der Nachwelt rechtfertigen zu können, als — daß er sich, eh er die Hand ans Werk legt, einen regelmäsigen **Plan seines ganzen Verhaltens** entwerfe. Wenn gleich alle Weisheit eines solchen Entwurfs ihm für den Ausgang nicht Gewähr leisten kann; so bleibt ihm doch der tröstende Gedanke: alles gethan zu haben, was ihn, ohne die Zufälle, die er entweder nicht vorhersehen, oder nicht hintertreiben konnte, des glücklichen Erfolgs versichern mußte.

Dieß war also die erste Sorge unsers Helden, nachdem er sich anheischig gemacht hatte, die Person eines Rathgebers und Vertrauten bey dem Könige Dionysius zu spielen. Er sah die Schwierigkeiten, einen Plan zu machen, der ihm durch

den Labyrinth des Hofes und des öffentlichen Lebens zum Leitfaden dienen könnte. Aber er glaubte, daß der mangelhafteste Plan besser sey, als gar keiner. Und in der That war ihm die Gewohnheit, seine Ideen, worüber es auch seyn möchte, in ein System zu bringen, so natürlich geworden: daß sie sich, so zu sagen, von sich selbst in einen Plan ordneten, welcher vielleicht keinen andern Fehler hatte, als daß Agathon noch nicht völlig so übel von den Menschen denken konnte, als es diejenigen verdienten, mit denen er zu thun hatte. Gleichwohl dachte er lange nicht mehr so erhaben von der menschlichen Natur, als ehmals; oder, richtiger zu reden, er hatte den unendlichen Unterschied zwischen dem metaphysischen Menschen, den man sich in einer speculativen Einsamkeit erträumt, — dem natürlichen Menschen, in der rohen Einfalt und Unschuld, wie er aus den Händen der allgemeinen Mutter der Wesen hervorgeht, — und dem erkünstelten Menschen, wie ihn Gesellschaft, Geseze, Gebräuche und Sitten, Bedürfnisse, Abhänglichkeit, der immer währende Streit seiner Begierden mit seinem Unvermögen, seines Privatvortheils mit den Privatvortheilen der übrigen, die daher entspringende Nothwendigkeit der Verstellung, und immerwährende Verlarvung seiner wahren Absichten, und tausend andre physische und sittliche Ursachen in unzähliche betrügliche Gestalten ausbilden, — er hatte, sage ich, nach allen Erfahrungen, die er schon gemacht, diesen Unterschied der Menschen von dem

was

was sie seyn sollten, bereits zu gut kennen gelernt, um seinen Plan auf platonische Ideen zu gründen. Er war nicht mehr der jugendliche Enthusiast, der sich einbildete, daß es ihm eben so leicht seyn werde, ein groses Vorhaben auszuführen, als es zu fassen. Die Athenienser hatten ihn auf immer von dem Vorurtheil geheilt, daß die Tugend nur ihre eigene Stärke gebrauche, um über ihre Gegner obzusiegen. Er hatte gelernt, wie wenig man von Andern erwarten kann; wie wenig man auf ihre Mitwürkung Rechnung machen, und (was das wichtigste für ihn war) wie wenig man sich auf sich selbst verlassen darf. Er hatte gelernt, wie viel man den Umständen nachgeben muß; daß der vollkommenste Entwurf an sich selbst oft der schlechteste unter den gegebenen Umständen ist; daß sich das Böse nicht auf einmal gut machen läßt; daß sich in der moralischen Welt, wie in der materialischen, nichts in gerader Linie fortbewegt, und daß man selten anders als durch viele Krümmen und Wendungen zu einem guten Zweck gelangen kann: Kurz, daß das Leben einer Schiffahrt gleicht, wo der Steuermann sich gefallen lassen muß, seinen Lauf nach Wind und Wetter einzurichten; wo er keinen Augenblick sicher ist, nicht durch widrige Ströme aufgehalten oder seitwärts getrieben zu werden; und wo alles darauf ankommt, mitten unter tausend unfreywilligen Abweichungen von seiner vorgesezten Richtung endlich dennoch, so bald und wohl-

be-

behalten, als möglich, an dem vorgesezten Ort anzulangen.

Diesen allgemeinen Grundsäzen zufolge, bestimmte er bey allem, was er unternahm, den Grad des Guten, welches er sich zu erreichen vorsezte, nach dem Zusammenhang aller Umstände, worinn er die Sachen antraf; und sein Verhalten gegen die Personen, mit welchen er dabey zu thun hatte, ohne andere Rücksichten, lediglich nach dem Maaße, wie er urtheilte, daß sie seinem Hauptzweck hinderlich oder förderlich seyn würden.

Er konnte, seitdem er den Dionysius näher kannte, nicht daran denken, ein Muster eines guten Fürsten aus ihm zu machen. Aber er hoffte doch nicht ohne Grund, seinen Lastern ihr schädlichstes Gift benehmen, und seiner guten Neigungen, oder vielmehr seiner guten Launen, seiner Leidenschaften und Schwachheiten selbst, sich zum Vortheil des gemeinen Besten bedienen zu können. Diese Meynung von seinem Prinzen war in der That so bescheiden, daß er sie, ohne alle Hoffnung zu Erreichung seiner Entwürfe aufzugeben, nicht tiefer herabstimmen konnte. Gleichwohl zeigte sich in der Folge, daß er noch zu gut von ihm gedacht hatte. Dionysius besaß in der That Eigenschaften, welche viel Gutes versprachen; aber unglücklicher Weise hatte er für jede derselben eine andere, die alles wieder vernichtete, was jene zusagte; und wenn man ihn lange genug in der Nähe betrach-

trachtet hatte, so befand sichs, daß seine vermeynten Tugenden würklich nichts anders als — seine Laster waren, welche, von einer gewissen Seite betrachtet, eine Farbe der Tugend annahmen. Dem ungeachtet ließ sich Agathon durch diese guten Anscheinungen so verblenden, daß er die Unverbesserlichkeit eines Charakters von dieser Art (und also den Ungrund aller seiner Hoffnungen) nicht eher einsah, als da ihm diese Entdeckung zu nichts mehr nüzen konnte.

Die größte Schwachheit des Prinzen (seiner Meynung nach) war sein Hang zur Gemächlichkeit und Wollust. Agathon hoffte, jenem dadurch zu begegnen, daß er ihm die Geschäffte so leicht und so angenehm zu machen suchte, als möglich war; diesem, wenn er ihn wenigstens von den wilden Ausschweifungen, zu denen er sich bisher hatte hinreissen lassen, abgewöhnte. Unsre Vergnügungen werden desto feiner, edler und sittlicher, je mehr die Musen Antheil daran haben. Aus diesem nicht genug zu empfehlenden Grundsaze bemühte er sich, dem Dionysius mehr Geschmack an den schönen Künsten beyzubringen, als er bisher daran gehabt hatte. In kurzem wurden seine Paläste, Landhäuser und Gärten, mit den Meisterstücken der Maler und Bildhauer Griechenlandes angefüllt. Agathon zog die berühmtesten Virtuosen in allen Gattungen nach Syrakus; er führte ein prächtiges Odeon *) auf, nach dem Muster

*) Ein zu den musikalischen Wettstreiten und Spielen bestimmtes öffentliches Gebäude.

ster dessen, worauf Perikles den öffentlichen Schaz der Griechen verwendet hatte; und Dionysius fand so viel Vergnügen an den verschiedenen Arten von Schauspielen, womit er, unter der Aufsicht seines Günstlings, fast täglich auf diesem Theater belustiget wurde; daß er (seiner Gewohnheit nach) eine Zeitlang allen Geschmack an andern Ergözlichkeiten verlohren zu haben schien. Indessen war doch eine andre Leidenschaft übrig, deren Herrschaft über ihn allein hinlänglich war, alle gute Absichten seines neuen Freundes zu hintertreiben.

Gegenwärtig befand sich die Tänzerin **Bacchidion** im Besiz derselben; aber es fiel bereits in die Augen, daß die unmäsige Liebe, welche sie ihm beygebracht, sehr viel von ihrer ersten Heftigkeit verlohren hatte. Es würde vielleicht nicht schwer gehalten haben, die Würkung seiner natürlichen Unbeständigkeit um etliche Wochen zu beschleunigen. Aber Agathon hatte Bedenklichkeiten, die ihm wichtig genug schienen, ihn davon abzuhalten. Die Gemahlin des Prinzen war unglücklicher Weise in keinerley Betrachtung geschickt, einen Versuch, ihn in die Grenzen der ehlichen Liebe einzuschränken, zu unterstüzen. Dionysius konnte nicht ohne Liebeshändel leben; und die Gewalt, welche seine Beyschläferinnen über sein Herz hatten, machte seine Unbeständigkeit gefährlich. Bacchidion war eines von diesen gutartigen fröhlichen Geschöpfen, in deren Phantasie alles rosenfarb ist; welche keine andre Sorge in der Welt haben, als ihr Daseyn

seyn von einem Augenblick zum andern wegzuscherzen, ohne sich jemals einen Gedanken von Ehrgeiz und Habsucht, oder einigen Kummer über die Zukunft, anfechten zu lassen. Sie liebte das Vergnügen über alles. Immer aufgelegt, es zu geben und zu nehmen, schien es unter ihren Tritten aufzusprossen; es lachte aus ihren Augen, und athmete aus ihren Lippen. Ohne daran zu denken, sich durch die Leidenschaft des Prinzen für sie wichtig zu machen, hatte sie (aus einer Art von mechanischem Wohlgefallen an vergnügten Gesichtern) ihre Gewalt über sein Herz schon oft dazu angewandt, Personen, die es verdienten, oder auch nicht verdienten, (denn darüber ließ sie sich in keine Untersuchung ein) Gutes zu thun. Agathon besorgte, daß ihre Stelle leicht durch eine andere besezt werden könnte, welche sich versuchen lassen möchte, einen schlimmern Gebrauch von ihren Reizungen zu machen. Er hielt es also seiner nicht unwürdig, mit guter Art, und ohne daß es schien, als ob er einige besondere Aufmerksamkeit auf sie habe, die Neigung des Prinzen zu ihr mehr zu unterhalten, als zu bekämpfen. Er verschaffte ihr Gelegenheit, ihre belustigende Talente in einer Mannichfaltigkeit zu entfalten, welche ihr immer die Reizungen der Neuheit gab. Er wußte es zu veranstalten, daß Dionysius durch öftere kleine Entfernungen verhindert wurde, sich zu bald an dem Vergnügen zu ersättigen, welches er in ihren Armen zu finden schien. Er gieng

end=

endlich gar so weit, daß er bey Gelegenheit eines Gesprächs, wo die Rede von den allzustrengen Grundsäzen des Plato über diesen Artikel war, sich kein Bedenken machte, zu sagen: Daß es **unbillig** sey, einen Prinzen, welcher sich die Erfüllung seiner grosen und wesentlichen Pflichten mit gehörigem Ernst angelegen seyn lasse, in seinen Privatergözungen noch enger, als in die Grenzen einer anständigen Mäsigung, einschränken zu wollen. Alles, was ihm hierüber (wiewohl in allgemeinen Ausdrücken) entfiel, schien die Bedeutung einer stillschweigenden Einwilligung in die Schwachheit des Prinzen für die schöne Bacchidion zu haben, und in der That war dieses sein Gedanke.

Wir zweifeln sehr, ob die gute Absicht, die er dabey hatte, jemals hinlänglich seyn könne, eine so gefährliche Aeusserung zu rechtfertigen. So viel ist gewiß, daß Dionysius, der bisher aus einer gewissen Scham vor der Tugend unsers Helden sich bemüht hatte, seine schwache Seite **vor ihm zu verbergen**, von dieser Stunde an weniger zurückhaltend wurde, und aus dem vielleicht unrichtigen, aber sehr gemeinen Vorurtheil, daß die Tugend eine erklärte Feindin aller Götter der Freude seyn müsse, einen Argwohn gegen unsern Helden faßte, wodurch derselbe um einige Stufen herab, und mit ihm selbst und den übrigen Erdenbewohnern in die nämliche Linie gestellt wurde. Ein Argwohn, der zwar durch die sich selbst immer gleiche Aufführung

Aga-

Agathons bald wieder zum Schweigen gebracht, aber doch nicht so gänzlich unterdruckt wurde, daß dessen geheimer Einfluß den nachmaligen Beschuldigungen der Feinde Agathons den Zugang in das Gemüth eines Prinzen nicht erleichtert hätte, welcher ohnehin so geneigt war, die Tugend entweder für Schwärmerey oder für **Verstellung** zu halten.

Indessen gewann Agathon durch seine Nachsicht gegen die Lieblingsfehler des Prinzen doch so viel, daß er sich desto leichter bewegen ließ, an den Geschäfften der Regierung mehr Antheil zu nehmen, als er gewohnt war; und dieß war es ohne Zweifel, was er für eine hinlängliche Vergütung des Tadels ansah, den er sich durch seine Gefälligkeit bey gewissen Personen von strengen Grundsäzen zuzog, welche, in der weiten Entfernung von der Welt, worinn sie leben, gute Muse haben, an andern zu verdammen, was sie an derselben Plaz vielleicht noch schlechter gemacht haben würden.

Ausser der schönen Bacchidion war **Philistus**, durch die Gnade, worinn er bey Dionysen stund, die beträchtlichste Person unter allen denjenigen, mit denen Agathon in seiner neuen Stelle mehr oder weniger in Verhältniß war. Dieser Mann spielt in diesem Theile unsrer Geschichte eine Rolle, welche begierig machen kann, ihn näher kennen zu lernen. Ueberdem ist es eine von den ersten Pflichten der Geschichte, „den verfälschenden Glanz zu zerstreuen,

welchen das Glück und die Gunst der Grosen sehr oft über nichtswürdige Geschöpfe ausbreiten, und der Nachwelt (zum Exempel) zu zeigen, daß dieser Pallas, welchen so viele Decrete des römischen Senats, so viele Statüen und öffentliche Ehrenmähler eben dieser Nachwelt als einen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, als einen Halbgott ankündigen, nichts bessers noch grösers als ein schamloser lasterhafter Sklave war. Wenn Philistus in Vergleichung mit einem Pallas oder Tigellinus nur ein Zwerg gegen einen Riesen scheint: so kommt es in der That allein von dem unermeßlichen Unterschied zwischen der römischen Monarchie im Zeitpunkt ihrer äussersten Höhe, und dem kleinen Staat, worinn Dionysius zu gebieten hatte, her. Eben dieser Teufel, der seiner schlimmen Laune Luft zu machen, eine Heerde Schweine ersäufte, würde mit ungleich gröserm Vergnügen den ganzen Erdboden unter Wasser gesezt haben, wenn es ihm erlaubt gewesen wäre: Und Philistus würde Pallas gewesen seyn, wenn er das Glück gehabt hätte, in den Vorzimmern des Claudius aufzuwachsen. Die Proben, welche er in seiner kleinen Sphäre von dem, was er in einer grösern gethan hätte, ablegte, lassen uns nicht daran zweifeln. Ein gebohrner Sclave, und in der Folge einer von den Freygelassenen des alten Dionysius, hatte er sich schon damals unter seinen Kameraden durch den schlauesten Kopf und die geschmeidigste Gemüthsart ausgezeichnet, ohne daß es ihm jedoch einigen beson-

dern

dern Vorzug bey seinem Herrn verschaffet hätte. Philistus grämte sich billig über diese, wiewohl nicht ungewöhnliche, Laune des Glücks; aber er wußte sich selbst zu helfen. Glücklichere Vorgänger hatten ihm den Weg gezeigt, sich ohne Mühe und ohne Verdienste zu dieser hohen Stufe emporzuschwingen, nach welcher ihm eine Art von Ehrgeiz, die sich in gewissen Seelen mit der verächtlichsten Niederträchtigkeit verträgt, ein ungezähmtes Verlangen gab. Wir haben schon bemerkt, daß der jüngere Dionysius von seinem Vater ungewöhnlich hart gehalten wurde. Philistus war der einzige, der den Verstand hatte, zu sehen, wie viel der Vortheil sich aus diesem Umstande ziehen lasse. Er fand Mittel, die Nächte des jungen Prinzen angenehmer zu machen, als seine Tage waren. Brauchte es mehr, um von einem jungen Menschen ohne Erziehung und Grundsäze als ein Wohlthäter angesehen zu werden, dessen gute Dienste er niemals genug werde belohnen können? Philistus ließ es nicht dabey bewenden. Er kam auf den Einfall, zu gleicher Zeit, und durch einen einzigen kleinen Handgriff, sich dieser Belohnung würdiger und desto eher theilhaft zu machen. Eine bösartige Colik, wozu er das Recept hatte, beschleunigte das Ende des alten Tyrannen. Philistus war der erste, der seinem jungen Gebieter die freudige Nachricht brachte, und nun sah er sich auf einmal in dem geheimesten Vertrauen eines Königs, und in kur-

zem am Ruder des Staats. Diese wenigen Anekdoten sind zureichend, uns einen so sichern Begriff von dem sittlichen Charakter dieses würdigen Ministers zu geben, daß er nunmehr das ärgste, dessen ein Mensch fähig ist, begehen könnte, ohne daß wir uns darüber verwundern würden. Aber was für ein Physiognomist müßte der gewesen seyn, der diese Anekdoten in seinen Augen hätte lesen können? Es ist wahr, Agathon dachte anfangs nicht allzuvortheilhaft von ihm. Aber wie hätte er, ohne besondere Nachrichten zu haben, oder selbst ein Philistus zu seyn, sich vorstellen sollen, daß Philistus das seyn könnte, was er war? Wenige kannten die inwendige Seite dieses Mannes; aber auch diese wenige waren zu gute Hofmänner, um ihren bisherigen Gönner eher zu verrathen, bis sein Sturz gewiß war, und sie wissen konnten, was sie dadurch gewinnen würden; und Aristipp, für den sein wahrer Charakter gleichfalls kein Geheimniß war, hatte sich vorgesezt, einen blosen Zuschauer abzugeben. Agathon konnte also desto leichter hintergangen werden, da Philistus alle seine Verstellungskunst anstrengte, sich bey ihm in Achtung zu sezen. Zu seinem grosen Mißvergnügen konnte er mit aller Kenntniß, die er (nach einem gewöhnlichen, wiewohl sehr betrüglichen Vorurtheil der Hofleute) von den Menschen zu haben glaubte, die schwache Seite unsers Helden nicht ausfindig machen. Es blieb ihm also kein andrer Weg übrig,

als durch eine grose Arbeitsamkeit und Pünctlichkeit in den Geschäfften sich bey dem neuen Günstling in das Ansehen eines brauchbaren, und durch Tugenden, die er eben so leicht, als man eine Maskeradekleidung anzieht, anzunehmen wußte, sich endlich sogar in das Ansehen eines ehrlichen Mannes zu sezen. Da zu diesen Eigenschaften, welche Agathon in ihm zu finden glaubte, noch die Achtung, welche Dionysius für ihn trug, und die Betrachtung hinzukam, daß es für den Staat weniger sicher sey, einen ehrgeizigen Minister abzudanken, als ihn mit scheinbarer Beybehaltung seines Ansehens in engere Schranken zu sezen: So geschah es, daß sich diejenigen in ihrer Meynung betrogen fanden, welche den Fall des Philistus für eine unfehlbare Folge der Erhebung Agathons gehalten hatten. Das Ansehen desselben schien, sich eher zu vermehren, indem er zum Vorsteher aller der verschiedenen Tribunalien ernennt wurde, unter welche Agathon diejenige Gewalt vertheilte, welche vormals von den Vertrauten des Prinzen willkührlich ausgeübt worden war. In der That aber wurde er dadurch beynahe in die Unmöglichkeit gesezt, Böses zu thun, wofern ihn etwan eine Versuchung dazu ankommen sollte; da er bey allen seinen Handlungen von so vielen Augen beobachtet wurde, von allem Rechenschaft geben mußte, und nichts ohne die Einstimmung des Prinzen, oder (wel-

ches eine Zeitlang einerley war) seines Repräsentanten, zu unternehmen.

Wir könnten ohne Zweifel viel schönes von der Staatsverwaltung Agathons sagen, wenn wir uns in eine ausführliche Erzählung aller der nüzlichen Ordnungen und Einrichtungen ausbreiten wollten, welche er in Absicht der Staatsökonomie, der Einziehung und Verwaltung der öffentlichen Einkünfte, der Polizey, des Handlungswesens, und (welches in seinen Augen das Wesentlichste war) der öffentlichen Sitten und der Bildung der Jugend, theils würklich zu machen anfieng, theils gemacht haben würde, wenn ihm die Zeit dazu gelassen worden wäre. Allein alles dieses gehört nicht zu dem Plan des gegenwärtigen Werkes; und es wäre in der That nicht abzusehen, wozu eine solche Ausführung in einer Zeit nüzen sollte, worinn die Kunst zu regieren einen Schwung genommen zu haben scheint, der die Maaßregeln und das Beyspiel unsers Helden eben so unnüz macht, als die Projecte des ehrlichen Abts von Saint-Pierre. Die Art, wie sich Agathon ehmals seines Ansehens und Vermögens zu Athen bediente, kann unsern Lesern einen hinlänglichen Begriff davon geben, wie er sich einer beynahe unumschränkten Macht und eines königlichen Vermögens bedient haben werde.

Nur Einen Umstand können wir nicht vorbeygehen, weil er einen merklichen Einfluß in die folgende Begebenheiten unsers Helden hatte. Dionysius befand sich, als Agathon an seinen Hof kam, in einen Krieg mit den Karthaginensern verwickelt, welche durch verschiedene kleine Republiken des südlichen und westlichen Theils von Sicilien unterstüzt, unter dem Schein, sie gegen die Uebermacht von Syrakus zu schüzen, sich der innerlichen Zwietracht der Sicilianer, als einer guten Gelegenheit, bedienen wollten, diese für ihre Handlungsabsichten unendlich vortheilhaft gelegene Insel in ihre Gewalt zu bringen. Einige von diesen kleinen Republiken wurden von so genannten Tyrannen beherrscht; und diese hatten sich bereits in die Arme der Karthaginenser geworfen. Die andern hatten sich bisher noch in einer Art von Freyheit erhalten, und schwankten, zwischen der Furcht, von Dionysen überwältiget zu werden, und dem Mißtrauen in die Absichten ihrer anmaßlichen Beschüzer, in einem Gleichgewicht, welches alle Augenblicke auf die Seite der leztern überzuziehen drohte. Timokrates, welchem Dionysius die oberste Befehlhabersstelle in diesem Krieg anvertraute, hatte sich bereits durch einige Vortheile über die Feinde den oft wohlfeilen Ruhm eines guten Generals erworben. Aber mehr darauf bedacht, bey dieser Gelegenheit Lorbeern und Reichthümer zu sammeln, als das wahre Interesse seines Prinzen zu besorgen, hatte er das Feuer der innerlichen

Unruhen Siciliens vielmehr ausgebreitet, als gedämpft, und durch seine Aufführung sich bey denenjenigen, welche noch keine Parthey genommen, so verhaßt gemacht, daß sie im Begriff waren, sich für Karthago zu erklären. Agathon glaubte, seine Beredtsamkeit würde dem Dionysius in diesen Umständen grösere Dienste thun können, als die ganze nicht verächtliche Land- und Seemacht, welche Timokrates unter seinen Befehlen hatte. Er hielt es für besser, Sicilien zu beruhigen, als zu erobern; besser, es zu einer Art von freywilliger Uebergabe an Syrakus zu bewegen, als es den Gefahren und verderblichen Folgen eines Kriegs ausgesezt zu lassen, der, (wenn er auch am glücklichsten für den Dionysius ausfiele) ihm doch nichts mehr verschaffen würde, als den zweydeutigen Vortheil, seine Unterthanen um eine Anzahl gezwungner und mißvergnügter Leute vermehrt zu haben, auf deren guten Willen man keinen Augenblick zählen dürfte. Dionysius konnte den Gründen, womit Agathon sein Vorhaben und die Hoffnung des gewünschten Ausgangs unterstüzte, seinen Beyfall nicht versagen. Ueberhaupt galt es ihm gleich, durch was für Mittel er zu ruhigem Besiz der höchsten Gewalt in Sicilien gelangen konnte, wenn er nur dazu gelangte; und wiewohl er klein genug war, sich auf die wenig entscheidende Siege seines Feldherrn eben so viel einzubilden, als, ob er sie selbst erhalten hätte: so war er doch zu gleicher

Zeit

Zeit feigherzig genug, sich zu dem unrühmlichsten Frieden geneigt zu fühlen, so bald er mit einiger Aufmerksamkeit an die Unbeständigkeit des Kriegsglückes dachte. Die edlern Beweggründe unsers Helden fanden also leicht Eingang bey ihm; oder richtiger zu reden: Agathon schrieb die Bereitwilligkeit des Prinzen dem Eindruck seiner eignen Vorstellungen zu, ohne wahrzunehmen, daß der wahre Grund davon in dessen niederträchtiger Gemüthsart lag. Er begab sich also ingeheim (denn es war ihm daran gelegen, daß Timokrates von seinem Vorhaben keinen Wink bekäme) in diejenigen Städte, welche im Begriff stunden, die Parthey von Karthago zu verstärken. Es gelang ihm, die widrigen Vorurtheile zu zernichten, womit er alle Gemüther gegen die gefürchtete Tyrannie Dionysens eingenommen fand. Er überzeugte sie so vollkommen davon, daß das Beste eines jeden besondern Theils von dem Besten des ganzen Sicilien unzertrennlich sey; und machte ihnen ein so schönes Gemälde von dem glücklichen Zustande dieser Insel, wenn alle Theile derselben durch die Bande des Vertrauens und der Freundschaft sich mit Syrakus, als dem gemeinschaftlichen Mittelpunkt, vereinigen würden; daß er mehr erhielt, als er gehofft hatte, und so gar mehr, als er verlangte. Er wollte nur Bundsgenossen, und es fehlte wenig, so würden sie, in einem Anstoß von überfliessender Zuneigung zu ihm, sich ohne Bedingung zu Unterthanen eines Prinzen ergeben ha-

ben, von dessen Minister sie so sehr bezaubert waren.

Die Veränderung, welche hiedurch in den öffentlichen Angelegenheiten gemacht wurde, brachte den Krieg so schnell zu Ende, daß Timokrates keine Gelegenheit bekam, durch ein entscheidendes Treffen (es möchte allenfalls gewonnen oder verlohren worden seyn) Ehre einzulegen. Man kann sich vorstellen, ob Agathon sich dadurch die Freundschaft dieses Mannes, den sein groses Vermögen und die Verschwägerung mit dem Prinzen zu einer wichtigen Person machte, erworben, und mit welchen Augen Timokrates die frohlockenden Regungen der Nation, welche unsern Helden nach Syrakus zurückbegleiteten, die Merkmaale der Hochachtung, womit er von dem Prinzen empfangen wurde, und das ausserordentliche Ansehen, worinn er sich durch diese friedsame Eroberung befestigte, angeschielt haben werde. Genöthigt, seinen Unwillen und seinen Haß gegen einen so siegreichen Nebenbuhler in sich selbst zu verschliessen, laurte er nur desto ungeduldiger auf Gelegenheiten, in geheim an seinem Untergang zu arbeiten. Und wie hätte es ihm an einem Hofe, und an dem Hofe eines solchen Fürsten, an Gelegenheiten fehlen können?

Zweytes Kapitel.

Beyspiele, daß nicht alles was gleißt, Gold ist.

Wenn Agathon während einer Staatsverwaltung, welche nicht ganz zwey Jahre daurte, das vollkommenste Vertrauen seines Prinzen und die allgemeine Liebe der Nation, welche er regierte, gewann, und wenn er sich dadurch auf die hohe Stufe des Ansehens und der scheinbaren Glückseligkeit emporschwang, welche unverdienter Weise der Gegenstand der Bewunderung aller kleinen, und des Neides aller zugleich boshaften Seelen zu seyn pflegt: So müssen wir gestehen, daß diese launische unerklärbare Macht, die man **Glück** oder **Zufall** nennt, den wenigsten Antheil daran hatte. Die Verdienste, welche er sich in so kurzer Zeit um den Prinzen und die Nation machte, die Beruhigung Siciliens, das befestigte Ansehen von Syrakus, die Verschönerung dieser Hauptstadt, die Verbesserung ihrer Policey, die Belebung der Künste und Gewerbe, und die allgemeine Zuneigung, welche er einer vormals verabscheuten Regierung zuwandte: Alle diese Würkungen legten ein unverwerfliches Zeugniß für die **Weisheit** seiner Staatsverwaltung ab. Und da so viele und wichtige Verdienste durch die Uneigennüzigkeit und Regelmäßigkeit seines Betragens in ein Licht gestellt wurden, welches keine Miß-

deutung zuzulassen schien; so blieb seinen heimlichen Feinden, ohne die ungewisse Hülfe irgend eines Zufalls, von dem sie selbst noch keine Vorstellung hatten, wenig Hoffuung übrig, ihn so bald wieder zu stürzen, als sie es für ihre Absichten wünschen mußten.

Aber wie konnte ein Mann, der sich so untadelich betrug, und um jedermann Gutes verdiente, Feinde haben? So werden diejenigen vielleicht denken, welche bey Gelegenheit zu vergessen scheinen, daß der weise Mann nothwendig alle Thoren, und der Rechtschaffene, unvermeidlicher Weise, alle, die es nicht sind, entweder zu öffentlichen, oder doch gewiß zu immerwährenden heimlichen Feinden haben muß. Eine Wahrheit, welche in der Natur der Sachen so gegründet, und durch eine nie unterbrochene Erfahrung so bestätiget ist, daß wir mit besserem Grunde fragen könnten: Wie sollte ein Mann, der sich sowohl betrug, keine Feinde gehabt haben? Es konnte nicht anders seyn, als daß derjenige, dessen beständige Bemühung dahin gieng, seinen Prinzen tugendhaft, oder doch wenigstens seine Laster unschädlich zu machen, sich den herzlichen Haß dieser Höflinge zuziehen mußte, welche (wie Montesquieu allzuunbillig von allen Hofleuten behauptet) nichts so sehr fürchten, als die Tugend des Fürsten, und keinen zuverlässigern Grund ihrer Hoffnungen kennen, als seine Schwachheiten. Wie hätten sie

den

den Agathon nicht für denjenigen ansehen sollen, der allen ihren Absichten und Entwürfen im Wege stund? Er verlangte, zum Exempel, daß man vorher Verdienste haben müsse, ehe man an Belohnungen Anspruch machen könne. Sie wußten einen kürzern und gemächlichern Weg; einen Weg, auf welchem zu allen Zeiten (die Regierungen der Antonine ausgenommen) die nichtswürdigsten Leute an Höfen ihr Glück gemacht haben,— kriechende Schmeicheley, blinde Gefälligkeiten gegen die Leidenschaften der Fürsten und ihre Günstlinge, Gefühllosigkeit gegen alle Regungen des Gewissens und der Menschlichkeit, Taubheit gegen die Stimme aller Pflichten, unerschrockne Unverschämtheit, sich selbst Talente und Verdienste beyzulegen, die man nie gehabt hat; fertige Bereitwilligkeit, jedes Bubenstück zu begehen, welches eine Stufe zu unsrer Erhebung werden kann, — und diesen Weg hatte ihnen Agathon auf einmal versperrt. Sie sahen, so lange dieser Mann den Plaz eines Günstlings bey Dionysen behaupten würde, keine Möglichkeit, wie Leute von ihrer Art sollten gedeyhen können. Sie haßten ihn also; und wir können versichert seyn, daß in den Herzen aller dieser Höflinge eine Art von Zusammenverschwörung gegen ihn brütete, ohne daß es dazu einiger geheimen Verabredung bedurfte. Allein von allem diesem wurde noch nichts sichtbar. Die Maske, welche sie vorzunehmen für gut fanden, sah einem natürlichen Gesichte so

ähnlich: daß Agathon selbst dadurch betrogen wurde, und sich gegen die Philiste und Timokrate und ihre Creaturen eben so bezeugte, als ob die Hochachtung, welche sie ihm bewiesen, und der Beyfall, den sie allen seinen Maasnehmungen gaben, aufrichtig gewesen wäre. Diese wackern Männer hatten einen gedoppelten Vortheil über ihn. Er, weil er sich nichts Böses zu ihnen versah, dachte nicht daran, sie scharf zu beobachten. — Sie, weil sie sich ihrer eigenen Bosheit bewußt waren, waren desto vorsichtiger, ihre wahre Gesinnungen in eine undurchdringliche Verstellung einzuhüllen. Versichert, daß ein Mensch nothwendig eine schwache Seite haben müsse, gaben sie sich alle mögliche Mühe, die seinige zu finden, und stellten ihn, ohne daß er einen Verdacht deswegen auf sie werfen konnte, auf alle mögliche Proben. Da sie ihn aber gegen Versuchungen, denen sie selbst zu unterliegen pflegten, gleichgültig oder gewaffnet fanden: so blieb ihnen, bis auf irgend eine günstige Gelegenheit, nichts übrig, als ihn durch den zauberischen Dunst einer subtilen Schmeicheley einzuschläfern; welche er desto leichter für Freundschaft halten konnte, da sie alle Anscheinungen derselben hatte. Und wie natürlich mußte es ihm seyn, in einem Lande, worinn er sich um Alle verdient machte, einen jeden für seinen Freund zu halten? Diese Absicht gelang ihnen, und man muß gestehen, daß sie dadurch schon ein Groses über ihn gewonnen hatten.

Uebrigens können wir nicht umhin (es mag nun unserm Helden nachtheilig seyn oder nicht,) zu gestehen, daß zu einer Zeit, da sein Ansehen den höchsten Gipfel erreicht hatte; da Dionysius ihn mit Beweisen einer unbegrenzten Gunst überhäufte; da er von dem ganzeu Sicilien für seinen Schuzgott angesehen wurde, und das seltne Glück zu geniessen schien, lauter Bewundrer und Freunde, und keinen Feind zu haben; daß in einem so blendenden Glücksstande die Damen zu Syrakus die einzigen Personen waren, welche ziemlich deutlich merken liessen, daß sie nicht sehr günstig von ihm dachten. Mit einer Figur, wie die seinige, mit allem, was den Augen und Herzen nachstellt, in so ausserordentlichem Grade begabt, war es sehr natürlich, daß er die Aufmerksamkeit der Schönen auf sich ziehen mußte. Die Damen zu Syrakus hatten so gut Augen, wie die zu Smyrna, und Herzen dazu: oder in Ermanglung der leztern, wenigstens so etwas, dessen Bewegungen gewöhnlich mit den Bewegungen des Herzens verwechselt werden. Ja diejenigen, welche auch dessen ermangelten, (wenn es anders solche gab) hatten doch Eitelkeit, und konnten also nicht gleichgültig gegen die eigensinnige Unempfindlichkeit eines Mannes seyn, dessen Ueberwindung seine Siegerin eben dadurch zur Liebenswürdigsten ihres Geschlechts zu erklären schien. In den Augen der meisten Schönen ist der Günstling eines Monarchen allezeit ein Adonis. Wie natürlich war

also

also der Wunsch, einen Adonis empfindlich zu machen, der noch überdieß der Liebling eines Königs, und in der That (den Namen, und eine gewisse Binde um den Kopf ausgenommen) der König selbst war? Man kann sich auf die Geschicklichkeit der schönen Sicilianerinnen verlassen, daß sie nichts vergessen haben werden, seiner Kaltsinnigkeit auch nicht den Schatten einer anständigen Entschuldigung übrig zu lassen. Und womit hätte sie wohl entschuldiget werden können? Wir geben es zu, ein mit der Sorge für einen ganzen Staat beladener Mann hat nicht so viel Muse als ein junger Herr, der nichts zu thun hat, als sein Gesicht alle Tage ein paarmal im Vorzimmer zu zeigen, und die übrige Zeit von einer Schönen und von einer Gesellschaft zur andern fortzuflattern. Aber man mag so beschäfftiget seyn als man will, so behält man doch allezeit Stunden für sich selbst und für sein Vergnügen übrig. Und wiewohl Agathon sich seinen Beruf etwas schwerer machte, als er in unsern Zeiten zu seyn pflegt, nachdem man das Geheimniß erfunden hat, die schweresten Dinge mit einer gewissen, unsern plumpern Vorfahren unbekannten Leichtigkeit, — vielleicht nicht so gut, aber doch artiger — zu thun; so war es doch augenscheinlich, daß er solche Stunden hatte. Sein Einfluß in die Staatsverwaltung schien ihm so wenig zu schaffen zu geben; er brachte so viel Freyheit des Geistes, so viel Munterkeit und gute Laune

ne zur Gesellschaft und zu den Ergötzlichkeiten, wobey ihn Dionysius fast immer um sich haben wollte: daß man die Schuld seiner seltsamen Aufführung unmöglich seinen Geschäfften beymessen konnte. Man mußte also, um sie begreiflich zu machen, auf andere Hypothesen verfallen. Anfangs hielt eine Jede die Andere im Verdacht, die geheime Ursache davon zu seyn; und so lange dieses daurte, hätte man sehen sollen, mit was für Augen die guten Damen einander beobachteten, und wie oft man in Einem Augenblicke eine Entdeckung gemacht zu haben glaubte, welche der folgende wieder vernichtete. Endlich befand sichs, daß man einander Unrecht gethan hatte. Agathon war gegen alle gleich verbindlich, und liebte keine. Auf eine Abwesende konnte man keinen Argwohn werfen. Denn was hätte ihn bewegen sollen, den Gegenstand seiner Liebe von sich entfernt zu halten? Es blieben also zulezt keine andre als solche Vermuthungen übrig, welche unserm Helden auf die eine oder andre Art nicht sonderlich Ehre machten, ohne den gerechten Verdruß nicht mindern zu können, den man über ein so wenig natürliches, und in jeder Betrachtung so verhaßtes Phänomen empfinden mußte.

Unsre Leser, welche noch nicht vergessen haben können, was Agathon zu Smyrna war, werden sogleich auf einen Gedanken kommen, welcher freylich den Damen zu Syrakus unmöglich einfallen konnte. Nämlich, daß es diesen vielleicht an Reizungen gefehlt habe, um einen hinlänglichen Eindruck auf ein

Herz zu machen, welches nach einer Danae (welch ein Gemälde macht dieses einzige Wort) nicht leicht etwas würdig finden konnte, seine Neugier rege zu machen. Allein, wenn die Nachrichten, denen wir in dieser Geschichte folgen, Glauben verdienen, so hat eine den besagten Damen so wenig schmeichelnde Vermuthung nicht den geringsten Grund. Syrakus hatte Schönen, welche so gut als Danae den Polykleten zu Modellen hätten dienen können; und diese Schönen hatten alle noch etwas dazu, das die Schönheit gelten macht. Einige Wiz, andere Zärtlichkeit; andere wenigstens einen guten Theil von dieser edeln Unverschämtheit, welche zuweilen schneller zum Zweck führt als die vollkommensten Reizungen, wenn sie, unter dem Schleyer der Bescheidenheit versteckt, ein nachtheiliges Mißtrauen in sich selbst zu verrathen scheinen. Es konnte also nicht dieß seyn. — Gut! So wird er sich etwan des sokratischen Geheimnisses bedient, und in den verschwiegenen Liebkosungen irgend einer gefälligen Cypassis das leichteste Mittel gefunden haben, sich vor der Welt die Mine eines Xenokrates zu geben? Auch dieß nicht! Wenigstens sagen unsre Nachrichten nichts davon. Ohne also den Leser mit vergeblichen Muthmassungen aufzuhalten, wollen wir gestehen, daß die Ursache dieser Kaltsinnigkeit unsers Helden etwas so natürliches und einfältiges war, daß, (so bald wir es entdeckt haben werden) Schah Baham selbst sich einbilden würde, wo nicht eben das, doch ungefehr beynahe so etwas erwartet zu haben.

Der

Der Kaufmann, welcher unsern Helden nach Syrakus gebracht hatte, war einer von denjenigen, welchen er ehmals zu Athen das Bildniß seiner Psyche zu dem Ende gegeben hatte, damit sie mit desto besserm Erfolg aller Orten möchte aufgesucht werden können. Agathon erinnerte sich dieses Umstands nicht eher, bis er einsmals dieß Bildnis von ungefehr in dem Cabinet seines Freundes ansichtig wurde. Alles, was er empfunden hätte, wenn es Psyche selbst gewesen wäre, empfand er in diesem Augenblicke. Die Erinnerungen seiner ersten Liebe wurden dadurch wieder so neu belebt, daß er (so schwach auch seine Hoffnung war, das Urbild jemals wieder zu sehen) sich aufs Neue in dem Entschluß bestätigte, ihrem Andenken getreu zu bleiben. Die Damen von Syrakus hatten also würklich eine Nebenbuhlerin. Aber wie hätten sie errathen sollen, daß diese zärtlichen Seufzer, welche jede unter ihnen seinem Herzen abzugewinnen wünschte, in mitternächtlichen Stunden vor einer gemalten Gebieterin ausgehaucht würden?

Drittes Kapitel.

Kleonissa.

Von allen, welche sich durch die Unempfindlichkeit unsers Helden beleidiget fanden, konnte keine der schönen Kleonissa den Preis der glänzendsten Vorzüge streitig machen. Eine vollkommen regelmäsige Schönheit ist (mit Erlaubniß derjenigen, welche dabey interessiert seyn mögen, die Grazien der Venus vorzuziehen) unter allen Eigenschaften, welche eine Dame haben kann, diejenige, die den allgemeinsten, geschwindesten und stärksten Eindruck macht. Und sie hat für tugendhafte Personen noch den schäzbaren Vortheil, daß sie das Verlangen, von der Besizerin eines so seltnen Vorzugs geliebt zu seyn, in dem nämlichen Augenblick durch eine Art von mechanischer Ehrfurcht zurückscheucht, deren sich der verwegenste Satyr kaum erwehren kann. Kleonissa besaß diese Vollkommenheit in einem Grade, der den kaltsinnigsten Kennern des Schönen nichts zu tadeln übrig ließ. Es war unmöglich, sie ohne Bewunderung anzusehen. Aber die ungemeine Zurückhaltung, welche sie annahm, das Majestätische, so sie ihrer Mine, ihren Blicken und allen ihren Bewegungen zu geben wußte, mit dem Ruf einer strengen Tugend, den sie sich dadurch erworben hatte, verstärkte die bemeldte natürliche Würkung ihrer Schönheit so

sehr,

sehr: daß niemand sich in die Gefahr wagen wollte, den Irion dieser Juno abzugeben.

Die Mittelmäsigkeit ihrer Herkunft, und sowohl der Stand als die Vorsicht eines eifersüchtigen Ehmannes, hatten sie während ihrer ersten Jugend in einer so grosen Entfernung von der Welt gehalten, daß sie eine ganz neue Erscheinung war, als **Philistus** (der sie, wir wissen nicht wie, aufgespürt, und Mittel gefunden hatte, sie mit guter Art zur Wittwe zu machen,) sie als seine Gemahlin an den Hof der **Prinzessinnen** brachte; unter welchem Namen die Mutter, die Gemahlinn, und die Schwestern des Dionysius begriffen waren. Nicht viel geneigter als sein Vorgänger, eine Frau von so besondern Vorzügen mit einem andern zu theilen, hatte er alle Behutsamkeit gebraucht, welche der geizige Besizer eines kostbaren Schazes nur immer anwenden kann, um ihn vor der schlauesten Nachstellung zu verwahren. Aber die Tugend der Dame, und die herrschende Neigung, welche Dionysius in den ersten Jahren seiner Regierung für diejenige Klasse von Schönen zeigte, die nicht so viel Schwierigkeiten macht; vielleicht auch eine gewisse Laulichkeit, welche die Eigenthümer der grosen Schönheiten nach Verfluß zweyer oder dreyer Jahre, oft auch viel früher, unvermerkt zu überschleichen pflegt; — hatten seine Eifersucht so zahm gemacht, daß er in der Folge kein Bedenken trug, sie den Prinzessinnen, so

oft sie wollten, zur Gesellschaft zu überlassen. Wir wollen nicht untersuchen, ob Kleonissa damals würklich so tugendhaft war, als die Spròdigkeit ihres Betragens gegen die Mannspersonen, und die strengen Maximen, wornach sie ihr eigenes Geschlecht beurtheilte, zu beweisen schienen. Genug, daß die Prinzessinnen und ihr Gemahl selbst vollkommen davon überzeugt waren, und daß sich noch keiner von den Höflingen unterstanden hatte, eine so ehrwürdige Tugend auf die Probe zu sezen.

Während daß Plato bey dem Prinzen in Ansehen stund, war Kleonissa eine von den eifrigsten Verehrerinnen dieses Weisen, und diejenige, welche die erhabene Phraseologie seiner Metaphysik am geläufigsten sprechen lernte. Ob es aus Begierde, sich durch ihren Geist eben so sehr als durch ihre Figur über die übrigen ihres Geschlechts zu erheben, oder aus irgend einem andern Beweggrunde geschehen sey, wissen wir nicht. Aber so viel ist gewiß, daß sie alle Gelegenheiten, den göttlichen Plato zu hören, mit Begierlichkeit suchte, eine ausnehmende Hochachtung für seine Person, einen unbedingten Glauben an seine Begriffe von Schönheit und Liebe, und an alle übrige Theile seines Systems zeigte, mit einem Worte, in kurzer Zeit an Seele und Leib einer platonischen Idee ähnlich wurde. War es auf Seiten des Weisen nicht sehr natürlich, auf eine solche Schülerin stolz zu seyn? Er betrachtete sie mit den

An=

Augen eines Künstlers, der sich selbst in seinem Werke wohlgefällt; Kleonissa schien den Triumph seiner Philosophie vollkommen zu machen. Es ist wahr, es wäre nur auf ihn angekommen, bey Gelegenheiten gewisse Beobachtungen in ihren schönen Augen zu machen, welche ihn, ohne eine sehr lange Reihe von Schlüssen, auf die Vermuthung hätten bringen können, daß es nicht unmöglich seyn würde, diese Göttin zu humanisiren. Aber der gute Plato, der damals schon über sechzig Jahre zählte, machte keine solche Beobachtungen mehr. Kleonissa blieb also in dem Ansehen eines lebendigen Beweises des platonischen Lehrsazes: „daß die äusserliche Schönheit ein Widerschein der intellectualischen Schönheit des Geistes sey." Das Vorurtheil für ihre Tugend hielt dem Eindruck, welchen ihre Reizungen hätten machen können, das Gleichgewicht; und sie hatte das Vergnügen, die vollkommene Gleichgültigkeit, welche Dionysius für sie behielt, der Weisheit ihres Betragens zuzuschreiben, und sich dadurch ein neues Verdienst bey den Prinzessinnen zu machen.

Aber! — o! wie wohl läßt sich jener solonische Ausspruch, daß man niemand vor seinem Ende glücklich preisen solle, auch auf die Tugend der Heldinnen anwenden! Kleonissa sah den Agathon, und — hörte in diesem Augenblick auf, Kleonissa zu seyn! — doch nein! dieß ist nicht der rechte Ausdruck, wiewohl er es nach dem platonischen

Sprachgebrauch zu seyn scheint. Richtiger zu sprechen, Sie bewies, daß die Prinzessinnen, und sie selbst, und ihr Gemahl, und der Hof, und die ganze Welt (den göttlichen Plato mit eingeschlossen) sich sehr geirret hatten, da sie die schöne Kleonissa für etwas anders hielten, als sie war, und als sie einem jeden mit Vorurtheilen unbefangenen Beobachter (einem Aristippus zum Exempel) in der ersten Stunde zu seyn scheinen mußte.

Sich über einen so natürlichen Zufall zu verwundern, würde, unserm Bedünken nach, eine grose Sünde gegen das nie genug anzupreisende NIL-ADMIRARI seyn, in welchem (nach der Meynung erfahrner Kenner der menschlichen Dinge) das eigentliche Geheimniß der philosophischen Adepten verborgen liegt. Die schöne Kleonissa war — ein Frauenzimmer. Sie hatte also ihren Antheil an den Schwachheiten, welche die Natur ihrem Geschlecht eigen gemacht hat; Schwachheiten, ohne welche diese Hälfte der menschlichen Gattung weder zu ihrer Bestimmung in dieser sublunarischen Welt so geschickt, noch in der That so liebenswürdig seyn würde, als sie ist. Ja wie wenig Verdienst würde selbst ihrer Tugend übrig bleiben, wenn sie nicht durch eben diese Schwachheiten, bewähret, geläutert, und in Bewegung erhalten würde!

Dem

Dem sey nun wie ihm wolle: die Dame fühlte, so bald sie unsern Helden erblickte, etwas, das die Tugend einer gewöhnlichen Sterblichen hätte beunruhigen können. Aber es giebt Tugenden von einer so starken Beschaffenheit, daß sie durch nichts beunruhiget werden; und die ihrige war von dieser Art. Sie überließ sich den Eindrücken, welche ohne Zuthun ihres Willens auf sie gemacht wurden, mit aller Unerschrockenheit, die das Bewußtseyn unsrer Stärke zu geben pflegt. Die Vollkommenheit des Gegenstandes rechtfertigte die ausserordentliche Hochachtung, welche sie für ihn bezeugte. Grose Seelen sind am geschicktesten, einander Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Ihre Eigenliebe ist so sehr dabey interessiert, daß sie die Partheilichkeit für einander sehr weit treiben können, ohne sich besonderer Absichten verdächtig zu machen. Ein so unedler Verdacht konnte ohnehin nicht auf die erhabene Kleonissa fallen. Indessen war doch nichts natürlicher, als ihre Erwartung, daß sie in unserm Helden eben diesen, wo nicht einen noch höhern Grad der Bewunderung erwecken werde, als sie für ihn empfand. Diese Erwartung verwandelte sich (eben so natürlich) in ein mit Unmuth vermischtes Erstaunen, da sie sich darinn betrogen sah. Und was konnte aus diesem Erstaunen anders werden, als eine heftige Begierde, ihrer durch seine Gleichgültigkeit äusserst beleidigten Eigenliebe eine vollständige Genugthuung zu verschaffen? Auch wenn sie

selbst gleichgültig gewesen wäre, hätte sie mit Recht erwarten können, daß ein so feiner Kenner ihren Werth zu empfinden, und eine Kleonissa von den kleinern Sternen, welchen nur in ihrer Abwesenheit zu glänzen erlaubt war, zu unterscheiden wissen werde. Wie sehr mußte sie sich also beleidiget halten, da sie mit diesem edeln Enthusiasmus, womit privilegirte Seelen sich über die kleinen Bedenklichkeiten gewöhnlicher Leute hinwegsezen, ihm entgegen geflogen war, und die Beweise ihrer sympathetischen Hochachtung nicht so lange zurückzuhalten gewürdiget hatte, bis sie von der seinigen überzeugt worden wäre? Da es nur von ihrer Eigenliebe abhieng, die Gröse des Unrechts nach der Empfindung ihres eignen Werths zu bestimmen: so war die Rache, welche sie sich an unserm Helden zu nehmen vorsezte, die grausamste, die nur immer in das Herz einer beleidigten Schönen kommen kann. Sie wollte die ganze Macht aller ihrer geistigen und körperlichen Reizungen, verstärkt durch alle Kunstgriffe der schlauesten Coketterie, (wovon ein so allgemeines Genie, als das ihrige, wenigstens die Theorie besizen muß) dazu anwenden, ihren Undankbaren zu ihren Füssen zu legen; und wenn sie ihn, durch die gehörige Abwechslungen von Furcht und Hoffnung, endlich in den kläglichen Zustand eines von Liebe und Sehnsucht verzehrten Seladons gebracht, und sich an dem Schauspiel seiner Seufzer, Thränen, Klagen, Ausrufungen und aller

andern Ausbrüche der verliebten Thorheit lange genug ergözt haben würde, — ihn endlich auf einmal die ganze Schwere der kaltsinnigsten Verachtung fühlen lassen. So wohlausgesonnen diese Rache war, so eifrig und mit so vieler Geschicklichkeit wurden die Anstalten dazu ins Werk gesezt; und wenn der Erfolg eines Projekts allein von der guten Ausführung abhienge, so hätte die schöne Kleonissa den vollständigsten Triumph erhalten müssen, der jemals über den Troz eines widerspenstigen Herzens erhalten worden ist.

Ob diese Dame, wenn Agathon sich in ihrem Neze gefangen hätte, fähig gewesen wäre, die Rache so weit zu treiben, als sie sich selbst versprochen hatte? — ist eine Aufgabe, deren Entscheidung vielleicht sie selbst, wenn der Fall sich ereignet hätte, in keine kleine Verlegenheit gesezt haben würde. Aber Agathon ließ es nicht so weit kommen. Er legte eine neue Probe ab, daß es nur einer Danae gegeben war, die schwache Seite seines Herzens ausfündig zu machen. Kleonissa hatte bereits die Hälfte ihrer Künste erschöpft, ehe er nur gewahr wurde, daß ein Anschlag gegen ihn im Werke sey; und sobald er es gewahr wurde, stieg sein Kaltsinn, in eben dem Verhältniß, wie ihre Bemühungen sich verdoppelten, auf einen solchen Grad, oder (deutlicher zu reden) der Absaz, den ihre Nachstellungen mit der affectirten Erhabenheit ihrer Denkungsart und mit der Majestät

jestät ihrer Tugend machten, that eine so schlimme Würkung bey ihm: daß die schöne Kleonissa sich endlich genöthiget sah, die Hoffnung des Triumphs, womit sich ihre Eitelkeit geschmeichelt hatte, gänzlich aufzugeben. Die **Wuth**, in welche sie dadurch gesezt wurde, verwandelte sich in den vollständigsten Haß; aber sie wußte die Bewegungen dieser Leidenschaft so geschickt zu verbergen, daß weder der Hof noch Agathon selbst gewahr wurde, mit welcher Ungedult sie sich nach einer Gelegenheit sehnte, ihn die Würkungen davon empfinden zu lassen.

Viertes Kapitel.

Eine Hofkomödie.

In dieser Lage befanden sich die Sachen, als Dionysius, des ruhigen Besitzes der immer gefälligen Bacchidion und ihrer Tänze überdrüssig, sich zum erstenmal einfallen ließ, die Beobachtung zu machen, daß Kleonissa schön sey. Kaum hatte er sie mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet, so däuchte ihn, niemals etwas so schönes gesehen zu haben; und nun fieng er an, sich zu verwundern, woher es gekommen, daß er diese Beobachtung nicht eher gemacht. Endlich erinnerte er sich, daß die Dame sich jederzeit durch eine sehr spröde Tugend und einen erklärten Hang für die Metaphysik unterschieden hatte; und nun zweifelte er nicht mehr, daß es dieser Umstand gewesen seyn müsse, was ihn verhindert habe, ihrer Schönheit eher Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Eine Art von mechanischer Ehrfurcht vor der Tugend, die von seiner Trägheit und der Furcht vor den Schwierigkeiten, sie zu besiegen, ihre meiste Stärke zog, würde ihn vielleicht auch dießmal in den Grenzen einer unthätigen Bewunderung gehalten haben, wenn nicht einer von diesen kleinen Zufällen, welche so oft die Ursachen der grösesten Begebenheiten werden, seine natürliche Trägheit auf ein-

einmal in die ungedultigste Leidenschaft verwandelt hätte. Da dieser Zufall jederzeit eine Anekdote geblieben ist, so können wir nicht gewiß sagen, ob er vielleicht von der Art desjenigen gewesen, wodurch in neuern Zeiten die Schwester des berühmten Herzogs von Marlborough den ersten Grund zu dem ausserordentlichen Glück ihrer Familie gelegt haben soll.*) Dieß ist indessen ausgemacht, daß von dieser geheimen Begebenheit an die Leidenschaft und die Absichten des Prinzen einen Schwung nahmen, wodurch sich die Tugend der schönen Kleonissa in keiner geringen Verlegenheit befand, wie sie dasjenige, was sie sich selbst schuldig war, mit den Pflichten gegen ihren Fürsten vereinigen wollte. Dionysius war so dringend, so unvorsichtig! — Und Sie, die in jedem andern Frauenzimmer eine Nebenbuhlerinn sah, und bey jedem Schritte von hundert eifersüchtigen Augen belauret wurde, welche bereit waren, ihren kleinsten Fehltritt durch eben so viele Zeugen der ganzen Welt in die Ohren flüstern zu lassen. — Wie viele Rücksichten hatte sie nicht zu nehmen! Auf der einen Seite ein von Liebe brennender Fürst zu ihren Füssen, ungeduldig, eine grenzenlose Gewalt um die kleinste ihrer Gunstbezeugungen hinzugeben! Auf der andern, der glänzende Ruhm einer Tugend, welche noch kein Sterblicher für fehlbar zu halten sich unterstan-

*) S. des Grafen Hamiltons Memoires du Comte de Grammont.

standen hatte, das Vertrauen der Prinzessinnen, die Hochachtung ihres Gemahls! Man muß gestehen, tausend Andre ihres Geschlechtes würden sich zwischen zween auf so verschiedene Seiten ziehenden Kräften nicht zu helfen gewußt haben. Aber Kleonissa, wiewohl sie sich zum erstenmal in dieser Schwierigkeit befand, wußte dieß so gut, daß ihr der ganze Plan ihres Betragens schwerlich eine einzige schlaflose Nacht gekostet haben kann. Sie sah beym ersten Blick, wie wichtig die Vortheile waren, welche sie in diesen Umständen von ihrer Tugend ziehen konnte. Das nämliche Mittel, wodurch sie ihren Ruhm sicher stellen, und die Freundschaft der Prinzessinnen erhalten konnte, war unstreitig auch dasjenige, was den unbeständigen Dionysius, bey einem klugen Gebrauch der erforderlichen Aufmunterungen, auf immer in ihren Fesseln erhalten würde. Sie sezte also seinen Erklärungen, Verheissungen, Bitten, Drohungen, (zu den feinern Nachstellungen war er weder zärtlich noch schlau genug) eine Tugend entgegen, welche ihn durch ihre Hartnäckigkeit nothwendig hätte ermüden müssen, wenn sie aus Mitleiden nicht zu gleicher Zeit besorgt gewesen wäre, seine Pein durch alle die kleinen Palliative zu lindern, welche im Grunde für eine Art von Gunstbezeugungen angesehen werden können, ohne daß gleichwohl die Tugend bey einem Liebhaber, wie Dionysius, dadurch zuviel von ihrer Würde zu vergeben scheint. Die zärtliche Empfindlichkeit,

ihres Herzens, die Gewalt, welche sie sich anthun mußte, einem so liebenswürdigen Prinzen zu widerstehen, die stillschweigenden Geständnisse ihrer Schwachheit, welche zu eben der Zeit, da sie ihm den entschlossensten Widerstand that, ihrem schönen Busen wider ihren Willen entflohen — o! tugendhafte Kleonissa! Was für eine gute Schauspielerin du warest! — Und was hätte Dionysius seyn müssen, wenn er, bey solchen Anscheinungen, die Hoffnung aufgegeben hätte, endlich noch glücklich zu werden.

Inzwischen war, ungeachtet aller Behutsamkeit, womit Kleonissa zu Werke gieng, die Leidenschaft des Prinzen, und die unüberwindliche Tugend seiner Göttin, – ein Geheimniß, welches der ganze Hof wußte, wiewohl man sich nicht anmerken ließ, als ob man Augen und Ohren hätte. Sie hatte die Vorsicht so weit getrieben, die eigenen Schwestern des Prinzen, von dem Augenblicke an, da sie an seiner Leidenschaft nicht mehr zweifeln konnte, zu ihren Vertrauten zu machen. Diese hatten alles seiner Gemahlin entdeckt, und die Gemahlin seiner Mutter. Die Prinzessinnen (welche seine bisherigen Ausschweifungen immer vergebens beseufzet, und besonders gegen die arme Bacchidion einen Widerwillen gefaßt hatten, wovon sich kein andrer Grund als eine eigensinnige Laune angeben läßt) waren erfreut, daß seine Neigung endlich einmal auf einen tugendhaften Gegenstand gefallen sey. Die ausnehmende Klugheit der

schö=

schönen Kleonissa machte ihnen Hoffnung, daß es ihr gelingen würde, ihn unvermerkt auf den rechten Weg zu bringen. Sie erstattete ihnen jedesmal getreuen Bericht von allem, was zwischen ihr und ihrem Liebhaber vorgegangen war, — oder wenigstens von allem, was die Prinzessinnen davon zu wissen nöthig hatten. Alle Maaßregeln, wie sie sich gegen ihn betragen sollte, wurden in dem Cabinet der Königin abgeredet; und diese gute Dame (welche das Unglück hatte, die Kaltsinnigkeit ihres Gemahls lebhafter zu empfinden, als es für ihre Ruhe diensam war) gab sich alle mögliche Bewegungen, die Bemühungen der tugendhaften Kleonissa zu unterstüzen. Alles dieß machte eine Art von geheimer Intrigue aus, welche, ohne daß es in die Augen fiel, den ganzen Hof in innerliche Bewegung sezte. Der einzige Philistus, der am meisten Ursache hatte aufmerksam zu seyn, wußte nichts von allem, was jedermann wußte; oder bewies doch wenigstens in seinem ganzen Betragen eine so seltsame Sicherheit, daß wir (wenn uns das ausserordentliche Vertrauen nicht bekannt wäre, welches er in die Tugend seiner Gemahlin zu sezen Ursache hatte) beynahe unvermeidlich auf den Argwohn gerathen müßten, als ob er gewisse Absichten bey dieser Aufführung gehabt haben könnte, welche seinem Character keine sonderliche Ehre machen würden.

Alles gieng, wie es gehen sollte. Dionysius sezte die Belagerung mit der äussersten Hartnäckigkeit und mit Hoffnungen fort, welche der tapfre Widerstand

der weisen Kleonissa noch immer sehr zweydeutig machte. Die Liebe schien, noch wenig über ihre Tugend erhalten zu haben, aber gleichwohl fieng diese allmählig an, von ihrer Majestät nachzulassen; und zu erkennen zu geben, — daß sie nicht ganz ungeneigt wäre, sich unter hinlänglicher Sicherheit in ein geheimes Verständniß, so fern es eine blose Liebe der Seelen zur Absicht hätte, einzulassen. Die Prinzessinnen sahen, mit dem vollkommensten Vertrauen auf die keuschen Reizungen ihrer Freundin, der Entwicklung des Stücks entgegen; und Philistus war von einer Gefälligkeit, von einer Indolenz, wie man niemals gesehen hat: Als Agathon, zum Unglück für ihn und für Sicilien durch einen Eifer, der an einem Staatsmann von so vieler Einsicht kaum zu entschuldigen war, sich verleiten ließ, den glücklichen Fortgang der verschiedenen Absichten, welchen Dionysius — Kleonissa — die Prinzessinnen — und vielleicht auch Philistus — schon so nahe zu seyn glaubten, durch seine unzeitige Dazwischenkunft zu unterbrechen.

Fünftes Kapitel.

Fehler wider die Staatskunst, welche Agathon begieng. Folgen davon.

Die Vertraulichkeit, worinn Dionysius mit seinen Günstlingen zu leben pflegte, und das natürliche Bedürfniß eines Verliebten, jemand zu haben, dem er sein Leiden oder seine Glückseligkeit entdecken kann, hatten ihm nicht erlaubt, dem Agathon aus seiner neuen Liebe ein Geheimniß zu machen. Anfänglich trieb dieser die Gefälligkeit so weit, sich von dem schwazhaftesten Liebhaber, der jemals gewesen ist, mit den Angelegenheiten seines Herzens ganze Stunden Langeweile machen zu lassen. Ohne seine Wahl geradezu zu mißbilligen (denn was für eine Würkung hätte er davon hoffen können?) begnügte er sich, ihm die Schwierigkeiten, welche sich bey einer Dame von so strenger und systematischer Tugend finden würden, so fürchterlich abzumahlen, daß er ihn von einer Unternehmung, die sich dem Ansehen nach wenigstens in eine entsezliche Länge hinausziehen müßte, abzuschrecken hoffte. Wie er aber sah, daß Dionysius, anstatt durch den Widerstand ermüdet zu werden, von Tag zu Tag mehr Hoffnung schöpfte, diese beschwerliche Tugend durch hartnäckig wiederholte Anfälle endlich abzumatten: So glaubte er, der schönen Kleonissa nicht zu viel zu thun, wenn er sie im Verdacht

eines gekünstelten Betragens hätte, welches die Leidenschaft des Prinzen zu eben der Zeit, da sie ihm alle Hoffnung zu verbieten schien, aufzumuntern wisse. Je schärfer er sie beobachtete, je mehr Umstände entdeckte er, die ihn in diesem Argwohn bestärkten; und da sein natürlicher Widerwille gegen die majestätischen Tugenden das ihrige mit dazu beytrug: so hielt er sich nun vollkommen überzeugt, daß die weise und tugendhafte Kleonissa weder mehr noch weniger als eine Betrügerin sey, welche durch einen erdichteten Widerstand zu gleicher Zeit sich in dem Ruf der Unüberwindlichkeit zu erhalten, und den leichtgläubigen Dionysius desto fester in ihrem Garne zu verstricken im Sinne habe.

Nunmehr fieng er an, die Sache für ernsthaft anzusehen, und sich sowohl durch die Pflichten gegen einen Prinzen, für den er bey allen seinen Schwachheiten eine Art von Zuneigung fühlte, als aus Sorge für den Staat verbunden zu halten, einem Verständniß, welches für beyde sehr schlimme Folgen haben könnte, sich mit Nachdruck entgegen zu sezen. Bacchidion schien ihm ihres Herzens — oder richtiger zu reden, ihrer glücklichen Organisation wegen — ungeachtet des gemeinen und gerechten Vorurtheils gegen ihren Stand, in Vergleichung mit dieser tugendhaften Dame eine sehr schäzbare Person zu seyn. Und da sie in der Unruhe, worein sie die immer zuneh-

nehmende Kaltsinnigkeit des Prinzen zu sezen anfieng, ihre Zuflucht zu ihm nahm, so machte er sich desto weniger Bedenken, sich ihrer mit etwas mehr Eifer, als die Würde seines Characters vielleicht gestatten mochte, anzunehmen. Dionysius liebte sie nicht mehr; gleichwohl maßte er sich noch immer solche Rechte über sie an, welche ihrer Meynung nach nur die Liebe zugestehen konnte. Die schöne Bacchidion wurde gewahr, daß sie nur die Stelle ihrer Nebenbuhlerin in seinen Armen vertreten sollte; und wiewohl sie nur eine Tänzerin war, so däuchte sie sich doch zu einem solcheu Amte zu gut. Sie sezte sich also in den Kopf, an ihrem Theil auch die Grausame zu machen, und zu versuchen, ob sie durch ein sprödes und launisches Betragen, mit einer gehörigen Dosis von Coketterie vermischt, nicht mehr, als durch zärtliche Klagen und verdoppelte Gefälligkeit, gewinnen würde. Dieser Kunstgriff hatte einen so guten Erfolg, daß Agathon, (der sich des Sieges zu früh versichert hielt) izo den gelegenen Augenblick gefunden zu haben glaubte, dem Dionys offenherzig zu gestehen, wie wenig Achtung er für die angebliche Tugend der schönen Kleonissa trage. Aber die Folgen der geheimen Unterredung, welche sie mit einander über diese Materie hatten, entsprachen der Erwartung unsers Helden nicht. Alles Nachtheilige, was Agathon dem Prinzen von seiner neuen Göttin sagen konnte, bewies höchstens, daß sie nicht so viel Hoch-

achtung verdiene, als er geglaubt hatte, aber es verminderte seine Begierden nicht. Desto besser für seine Absichten, wenn sie nicht so tugendhaft war! Diesen edlen Gedanken ließ er zwar seinem Günstling nicht sehen; aber Kleonissa wurde ihn desto deutlicher gewahr. Dionysius hatte kaum vernommen, daß die Tugend der Dame nur ein Popanz sey, so eilte er, was er konnte, Gebrauch von dieser Entdekkung zu machen; und sezte sie durch ein Betragen in Erstaunen, welches mit seinem vorigen, und noch mehr mit der Majestät ihres Charakters, einen höchstbeleidigenden Contrast machte. Er glaubte zwar, es sehr fein gemacht zu haben, da er ihr nicht geradezu sagte, was für Begriffe man ihm von ihr beygebracht habe; aber seine Handlungen sagten es so deutlich, daß sie nicht zweifeln konnte, es müßte ihr jemand schlimme Dienste bey ihm geleistet haben. Dieser Umstand sezte sie in keine geringe Verlegenheit, wie sie dasjenige, was sie ihrer beleidigten Würde schuldig war, mit der Besorgniß, einen Liebhaber von solcher Wichtigkeit durch allzuweit getriebene Strenge gänzlich abzuschrecken, zusammenstimmen wollte. Allein ein Geist, wie der ihrige, weiß sich aus den schwierigsten Situationen herauszuwickeln. Kurz, Dionysius gieng überzeugter als jemals von ihr, daß sie die Tugend selbst sey, und blos durch die Stärke der Sympathie, wodurch ihre zum erstenmal gerührte Seele gegen die seinige gezogen werde, fähig werden

könnte,

könnte, die Hoffnungen dereinst zu erfüllen, welche sie ihm weder erlaubte, noch gänzlich verwehrte. Von dieser Zeit an nahm seine Leidenschaft und das Ansehen dieser Dame von Tag zu Tag zu. Die schöne Bacchidion wurde förmlich abgedankt; und Agathon würde in den Augen seines Herrn haben lesen können, wenn er es nicht aus seinem Munde vernommen hätte, wie viel Hoffnung der Prinz habe, bald den lezten Seufzer der sterbenden Tugend von den Lippen der zärtlicher, und nur noch schwach widerstehenden Kleonissa aufzufassen.

Izo glaubte er, daß es die höchste Zeit sey, einen Schritt zu thun, der nur durch die äusserste Nothwendigkeit gerechtfertiget werden konnte, aber seiner Meynung nach, das unfehlbarste Mittel war, dieser gefährlichen Intrigue noch in Zeiten ein Ende zu machen. Er ließ also den Philistus zu sich rufen, und entdeckte ihm, mit der ganzen Vertraulichkeit eines ehrlichen Mannes, der mit einem ehrlichen Manne zu reden glaubt, die nahe Gefahr, worinn seine Ehre und die Tugend seiner Gemahlin schwebe. Freylich entdeckte er dem edeln Philistus nichts, als — was dieser in der That schon lange wußte. Aber Philistus machte nichts destoweniger den erstaunten; dankte ihm übrigens mit der lebhaftesten Empfindung für ein so unzweifelhaftes Merkmal seiner Freundschaft; und versicherte, daß er auf ein schickliches Mittel be=

bedacht seyn wollte, seine Gemahlin (von welcher er übrigens die beste Meynung von der Welt habe) gegen alle Nachstellungen der Liebesgötter sicher zu stellen.

Man hat wohl sehr recht, uns die Lehre bey allen Gelegenheiten einzuschärfen, „daß man sich die Leute nach ihrer Weise verbindlich machen müsse, und nicht nach der unsrigen.“ Agathon glaubte, sich kein geringes Verdienst um den Philistus gemacht zu haben, und würde nicht wenig über die Apostrophen erstaunt gewesen seyn, welche dieser würdige Minister an ihn machte, so bald er sich wieder allein sah. In der That mußte es diesen nothwendig ungehalten machen, sich durch eine so unzeitige Sorge für seine Ehre auf einmal aller Vortheile seiner bisherigen Unachtsamkeit verlustiget zu sehen. Indessen konnte er nun, ohne sich in Agathons Augen zum Verräther seiner eigenen Ehre zu machen, nicht anders; er mußte den Eifersüchtigen spielen. Die Komödie bekam dadurch auf etliche Tage einen sehr tragischen Schwung. Wie viel Mühe hätten sich die Hauptpersonen dieses Possenspiels ersparen können, wenn sie die Maske abnehmen, und sich einander in ihrer natürlichen Gestalt hätten zeigen wollen? Aber diese Weltleute sind so pünctliche Beobachter des Wohlstands! — Und sollen wir sie nicht darum beloben? Es beweiset doch immer, daß sie sich ihrer wahren Gestalt schämen,

und die Verbindlichkeit, etwas bessers zu seyn, als sie sind, stillschweigend anerkennen. Kleonissa rechtfertigte sich also gegen ihren Gemahl, indem sie sich auf die Prinzessinnen, als unverwerfliche Zeugen der untadelhaften Unschuld ihres Betragens, berief. Niemals ist ein erhabneres und pathetischeres Stück von Beredsamkeit gehört worden, als die Rede war, wodurch sie ihm die Unbilligkeit seines Verdachts vorhielt. Der gute Mann wußte sich endlich nicht anders zu helfen, als daß er den Freund nannte, von dem er in diesen kleinen Anstoß einer, wie er nun vollkommen erkannte, höchst unnöthigen und sträflichen Eifersucht gesezt worden sey. Die Wuth einer stürmischen See, — einer zur Rache gereizten Hornisse, — oder einer Löwin, der ihre Jungen geraubt worden, sind nur schwache Bilder in Vergleichung mit derjenigen, in welche Kleonissens tugendhafter Busen bey Nennung des Namens Agathon aufloderte. Würklich war nichts mit derselben zu vergleichen, als die Wollust, womit der Gedanke sie berauschte, daß sie es nun endlich in ihrer Gewalt habe, die lange gewünschte Rache an dem undankbaren Verächter ihrer Reizungen zu nehmen. Sie mißhandelte den Dionysius, (den sie für die unerträgliche Beleidigung, welche sie von ihrem Gemahl erduldet hatte, zur Rechenschaft zog) so lange und so grausam, bis er ihr entdeckte, wie wenig sie dem Agathon für seine Meynung von ihr, verbunden zu seyn, Ursache ha-

be. Nunmehr klärte sich, wie sie sagte, das ganze Geheimniß auf; „und in der That mußte sie sich nur über ihre eigene Einfalt verwundern, da sie sich eines bessern zu einem Manne versehen hatte, von dessen Rache sie natürlicher Weise das Schlimmste hätte erwarten sollen." Wenn Dionysius bey diesen Worten stuzte, so kann man sich einbilden, was er für eine Mine machte, da sie ihm zu ihrer abgenöthigten Rechtfertigung umständlich entdeckte, daß der Haß Agathons gegen sie allein daher entsprungen sey, weil sie nicht für gut befunden habe, seine Liebe genehm zu halten. Dieß war nun freylich nicht nach der Schärfe wahr. Aber da sie einmal dahin gebracht war, sich selbst vertheidigen zu müssen; so begreift man leicht, daß sie es lieber auf Unkosten einer Person, die ihr verhaßt war, als auf ihre eigene that. So viel ist gewiß, sie erreichte ihre Absicht dadurch mehr als zu gut. Dionysius gerieth in einen so heftigen Anfall von Eifersucht über seinen unwürdigen Liebling — (Dieser der Liebe eines Dionysius unwürdige Mann war Agathon!) — daß Kleonissa, aus Besorgniß, ein plözlicher Ausbruch möchte zu mißbeliebigen Erläuterungen Anlaß geben, alle ihre Gewalt über ihn anwenden mußte, ihn zurückzuhalten. Sie bewies ihm die Nothwendigkeit, einen Mann, der zum Unglück der Abgott der Nation wäre, vorsichtig zu behandeln. Dionysius fühlte die Stärke dieses Beweises, und hassete den Agathon nur um so viel herzlicher. Die Prinzessinnen mischten sich auch in die Sache. Sie

legten

legten unserm Helden sehr übel aus, daß er, anstatt den Prinzen von Ausschweifungen abzuhalten, eine Creatur, wie Bacchidion, mit so vielem Eifer in seinen Schuz genommen hätte. Man scheuete sich nicht, diesem Eifer sogar einen geheimen Beweggrund zu leihen; und Philistus brachte unter der Hand Zeugen auf, welche in dem Cabinet des Prinzen verschiedene Umstände aussagten, die ein zweydeutiges Licht auf die Enthaltsamkeit unsers Helden und die Treue der schönen Bacchidion zu werfen schienen. Dieser Minister fand vermuthlich die Absichten seines Herrn auf seine tugendhafte Gemahlin so rein und unschuldig, daß es anstößig und lächerlich gewesen wäre, über die Freundschaft, womit er sie beehrte, eifersüchtig zu seyn. Ein täglicher Zuwachs der königlichen Gunst rechtfertigte und belohnte eine so edelmüthige Gefälligkeit. Timokrates fand bey diesen Umständen Gelegenheit, sich gleichfalls wieder in das alte Vertrauen zu sezen; und beyde vereinigten sich nunmehr mit der triumphirenden Kleonissa, den Fall unsers Helden desto eifriger zu beschleunigen, je mehr sie ihn mit Versicherungen ihrer Freundschaft überhäuften.

Sechstes Kapitel.

Eine merkwürdige Unterredung zwischen Agathon und Aristippus. Entschliessungen des Ersten, mit den Gründen für und wider.

Wir haben in den vorstehenden zweyen Kapiteln ein merkwürdiges Beyspiel gesehen, (und wollte Gott! diese Beyspiele kämen uns nicht so oft im Leben selbst vor) wie leicht es ist, einem lasterhaften Charakter, einer schwarzen hassenswürdigen Seele, den Anstrich der Tugend zu geben. Agathon erfuhr nunmehr, daß es eben so leicht ist, die reineste Tugend mit verhaßten Farben zu übersudeln. Er hatte dieß zu Athen schon erfahren. Aber bey der Vergleichung, die er zwischen jenem Fall und seinem izigen anstellte, schienen ihm seine athenienſische Feinde, im Gegensaz mit den verächtlichen Geschöpfen, denen er sich nun auf einmal aufgeopfert sah, so weiß zu werden, als sie ihm ehmals schwarz vorgekommen waren. Vermuthlich verfälschte die Lebhaftigkeit des gegenwärtigen Gefühls sein Urtheil über diesen Punct ein wenig. Denn in der That scheint der ganze Unterschied zwischen der republicanischen und höfischen Falschheit darinn zu bestehen: daß man in Republiken genöthiget ist, die ganze äusserliche Form tugendhafter Sitten anzunehmen; da man hingegen an Höfen genug gethan hat, wenn man den Lastern, welche des Fürsten Beyspiel adelt,

oder wodurch seine Absichten befördert werden, tugendhafte Namen giebt. Allein im Grunde ist es nicht eckelhafter, einen hüpfenden, schmeichelnden, unterthänigen, vergoldeten Schurken zu eben der Zeit, da er sich vollkommen wohl bewußt ist, nie keine Ehre gehabt zu haben, oder in diesem Augenblick im Begriff ist, wofern er eine hätte, sie zu verliehren, — von den Pflichten für seine Ehre reden zu hören; als einen gesezten, schwerfälligen, gravitätischen Schurken zu sehen, der, unter dem Schuz seiner Nüchternheit, Eingezogenheit und pünctlichen Beobachtung aller äusserlichen Formalitäten der Religion und der Geseze, ein unversöhnlicher Feind aller derjenigen ist, welche anders denken als er, oder nicht zu allen seinen Absichten helfen wollen; und sich nicht das mindeste Bedenken macht, so bald es seine Convenienz erfordert, eine gute Sache zu unterdrücken, oder eine böse mit seinem ganzen Ansehen zu unterstüzen. Unpartheyisch betrachtet, ist dieser noch der schlimmere Mann; denn er ist ein eigentlicher Heuchler: da jener nur ein Komödiant ist, der nicht verlangt, daß man ihn würklich für das halten solle, wofür er sich ausgiebt, sondern vollkommen zufrieden ist, wenn die Mitspielenden und Zuschauer nur dergleichen thun, ohne daß es ihm einfällt, sich zu bekümmern, ob es ihr Ernst sey, oder nicht.

Agathon hatte nunmehr gute Muße, dergleichen Betrachtungen anzustellen, denn sein Ansehen und Einfluß nahm zusehens ab. Aeusserlich zwar schien alles noch zu seyn, wie es gewesen war. Dionysius und der ganze Hof liebkoseten ihm so sehr als jemals. Kleonissa selbst schien, es ihrer unwürdig zu halten, ihm einige Empfindlichkeit zu erkennen zu geben. Aber desto mehr Mißvergnügen wurde ihm durch verborgene und schleichende Wege gemacht. Er mußte zusehen, wie nach und nach unter tausend falschen und nichtswürdigen Vorwänden seine besten Anordnungen als schlecht ausgesonnen, überflüßig, oder schädlich, wieder aufgehoben, oder durch andere unnüze gemacht — wie die wenigen von seinen Creaturen, welche würklich Verdienste hatten, entfernt, — wie alle seine Absichten mißdeutet, alle seine Handlungen aus einem willkührlich falschen Gesichtspunct beurtheilt, und alle seine Vorzüge oder Verdienste lächerlich gemacht wurden. Zu eben der Zeit, da man seine Talente und Tugenden erhob, behandelte man ihn eben so, als ob er nicht das geringste von den einen noch von den andern hätte. Man behielt zwar noch, aus politischen Absichten (wie man es zu nennen pflegt) den Schein bey, als ob man nach den nämlichen Grundsäzen handle, denen er in seiner Staatsverwaltung gefolget war: in der That aber geschah in jedem vorkommenden Falle gerade das Widerspiel von dem, was Er gethan haben wür-

würde. Kurz, das Laster herrschte wieder mit so despotischer Gewalt als jemals.

Hier wäre es Zeit gewesen, die Clausul gelten zu machen, welche er seinem Vertrage mit dem Dionysius angehängt hatte, — sich zurückzuziehen, da er nicht mehr zweifeln konnte, daß er am Hofe dieses Prinzen zu nichts mehr nüze sey. Und dies war auch der Rath, den ihm der einzige von seinen Hoffreunden, der ihm getreu blieb, der Philosoph Aristippus gab. „Du hättest, (sagte er ihm in einer vertraulichen Unterredung über den gegenwärtigen Lauf der Sachen) du hättest dich entweder niemals mit einem Dionysius einlassen, oder an dem Plaze, den du einmal angenommen hattest, deine moralischen Begriffe — oder doch wenigstens deine Handlungen — nach den Umständen bestimmen sollen. Auf diesem Schauplaz der Verstellung, des Betrugs, der Intriguen, der Schmeicheley und Verrätherey, — wo Tugenden und Pflichten blose Rechenpfennige, und alle Gesichter Masken sind, — kurz an einem Hofe, gilt keine andre Regel als die Convenienz, keine andre Politik, als einen jeden Umstand mit unsern eignen Absichten so gut vereinigen, als man kann. Im übrigen ist es vielleicht eine Frage, ob du so wohl gethan hast, dich um einer an sich wenig bedeutenden Ursache willen mit Dionysen abzuwerfen? Ich gestehe es, in den Augen eines Philosophen ist die Tänzerin

zerin Bacchidion viel schäzbarer als diese majestätische Kleonissa, die mit aller ihrer Metaphysik und Tugend weder mehr noch weniger als ein falsches herrschsüchtiges und boshaftes Weibsstük ist. Bacchidion hat dem Staat keinen Schaden gethan; Kleonissa wird unendlich viel Böses thun.“ — Blos aus dieser Betrachtung (unterbrach ihn Agathon) habe ich mich für jene und gegen diese erklärt — „Und doch war es leicht, vorherzusehen, daß Kleonissa siegen würde, sagte Aristipp.„ — Aber ein rechtschaffener Mann, Aristipp, erklärt sich nicht für die Parthey, welche siegen wird, sondern für die, welche Recht, oder doch am wenigsten Unrecht hat — „O Agathon, wie schwer ist es für den rechtschaffnen Mann, der an einem Hofe leben will, zwischen den Klippen, die ihn umgeben, unversehrt hindurch zu kommen! Aber, sage mir, ist es nicht Schade, daß so viel Gutes, das du noch gethan haben würdest, blos darum verlohren seyn soll, weil du eine schöne Frau nicht verstehen wolltest, da sie dir's so deutlich zu erkennen gab, daß sie schlechterdings — geliebt seyn wollte? Doch dieser Fehler hätte sich vielleicht wieder gut machen lassen, wenn du nur gefällig genug gewesen wärest, ihre Absichten auf Dionysen zu befördern. Wolltest du auch dieses nicht, war es denn nöthig, ihr entgegen zu seyn? Was für Schade würde daraus erfolgt seyn, wenn du neutral geblieben wärest? Die kleine Bacchidion würde nicht mehr getanzt

haben,

haben, und Kleonissa hätte die Ehre gehabt, ihren Plaz einzunehmen, bis er ihrer eben so wohl überdrüssig geworden wäre, als so vieler andrer. Dieß wäre alles gewesen. Und gesezt, du hättest auch die Gewalt über ihn mit ihr theilen müssen; so würdest du ihr wenigstens das Gleichgewicht gehalten, und noch immer Ansehen genug behalten haben, viel Gutes zu thun. Dem Schein nach in gutem Vernehmen mit ihr, würde dir dein Plaz und die Vertraulichkeit mit dem Prinzen tausend Gelegenheiten gegeben haben, sie, so bald ihre Gunstbezeugungen den Reiz der Neuheit verlohren hätten, mit der besten Art von der Welt wieder auf die Seite zu schaffen. Aber ich kenne dich zu gut, Agathon! Du bist nicht dazu gemacht, dich zu Verstellung, Ränken und Hofkünsten herabzulassen. Dein Herz ist zu edel, und (wenn ich es sagen darf) deine Einbildungskraft zu warm, um dich jemals zu der Art von Klugheit zu gewöhnen, ohne welche es unmöglich ist, sich lange in der Gunst der Grosen zu erhalten. Alles dieß hätte ich dir ungefehr vorher sagen können, als ich dich überreden half, dich mit Dionysen einzulassen: aber es war besser, durch deine eigne Erfahrung davon überzeugt zu werden. Ziehe dich izt zurück, ehe das Ungewitter, das ich aufsteigen sehe, über dich ausbrechen kann. Dionysius verdient keinen Freund, wie du bist. Wie sehr hättest du dich betrogen, wenn du jemals geglaubt hättest, daß er dich hochachte! Woher sollte ihm die Fähigkeit dazu gekom-

men seyn? Selbst damals, da er am stärksten für dich eingenommen war, liebte er dich aus keinem andern Grunde, als warum er seine Affen und seine Papageyen liebt, — weil du ihm Kurzweil machtest. Seine Gunst hätte eben so leicht auf einen andern Neuangekommenen fallen können, der die Cither noch besser gespielt hätte, als du. Nein, Agathon, du bist nicht gemacht, mit solchen Leuten zu leben. Ziehe dich zurück! Du hast genug für deine Ehre gethan. Die Thorheit der neuen Staatsverwaltung wird die Weisheit der deinigen am besten rechtfertigen. Deine Handlungen, deine Tugenden, und ein ganzes Volk, welches deine Zeiten zurückwünschen, und dein Andenken segnen wird, werden dich am besten gegen die Verläumdungen und den albernen Tadel eines Hofes voll Thoren und schelmischer Sklaven vertheidigen, deren Haß dir mehr Ehre macht, als ihr Beyfall. Du befindest dich in Umständen, in einem unabhängigen Privatstande mit Würde leben zu können. Deine Freunde zu Tarent werden dich mit offnen Armen empfangen. Ich wiederhole es, Agathon, verlaß einen Fürsten, der seiner Sklaven, und Sklaven, die eines solchen Fürsten würdig sind; und denke nun daran, wie du des Lebens selbst geniessen wollest, nachdem du den Versuch gemacht hast, wie schwer, wie gefährlich, und insgemein, wie vergeblich es ist, für andrer Glück zu arbeiten.

So sprach Aristipp; und Agathon würde wohl gethan haben, einem so guten Rathe zu folgen. Aber wie sollte es möglich seyn, daß derjenige, welcher selbst eine Hauptrolle in einem Stücke spielt, so gelassen davon urtheilen sollte, als ein bloser Zuschauer? Agathon sah die Sachen aus einem ganz andern Gesichtspunkte. Er betrachtete sich als einen Mann, der sich selbst die Verbindlichkeit aufgelegt habe, die Wohlfahrt Siciliens zu befördern. Warum kam ich nach Syrakus? - sagte er zu sich selbst, — und mit welchen Absichten übernahm ich das Amt eines Freundes und Rathgebers bey diesem Tyrannen? That ich es, um ein Sklave seiner Leidenschaften, das Werkzeug einer willkührlichen Regierung zu seyn? Oder hatte ich einen grosen und rechtschaffenen Zweck? Würde ich mich jemals mit ihm eingelassen haben, wenn er mir nicht Hoffnung gemacht hätte, daß die Tugend endlich die Oberhand über seine Laster erhalten würde? Er hat mich betrogen. Die Erfahrungen, die ich von seiner Gemüthsart habe, überzeugen mich, daß er unverbesserlich ist. Aber würde es edel von mir gehandelt seyn, ein Volk, dessen Wohlfahrt der Endzweck meiner Bemühungen war, ein Volk, welches mich als seinen Wohlthäter ansieht, den Launen eines grausamen Wollüstlings, und der Raubsucht seiner Schmeichler und Sklaven Preis zu geben? Was für Pflichten hab' ich gegen ihn, welche sein undankbares, niederträchtiges Verfahren gegen mich nicht aufgehoben, und ver-

nichtet hätte? Oder wenn ich noch Pflichten gegen ihn habe; sind nicht diejenigen unendlichmal heiliger, welche mich an ein Land binden, das durch meine Wahl und die Dienste, die ich ihm geleistet habe, mein zweytes Vaterland worden ist? — Wer ist denn dieser Dionysius? Was für ein Recht hat er an die höchste Gewalt, deren er sich anmaßt? Wem anders, als dem Agathon, hat er das einzige Recht zu danken, worauf er sich mit einigem Schein berufen kann? Seit wann ist er aus einem von aller Welt verabscheueten Tyrannen ein König geworden, als seit dem ich ihm, durch eine gerechte und wohlthätige Regierung, die Liebe des Volks zugewandt habe? Er ließ mich arbeiten; er verbarg seine Laster hinter meine Tugenden; eignete sich meine Verdienste zu, und genoß die Früchte davon, der Undankbare! — Und nun, da er sich stark genug glaubt, mich entbehren zu können, überläßt er sich wieder seinem eigenen Charakter; fängt damit an, alles Gute, was ich in seinem Namen gethan habe, wieder zu vernichten! Gleich als ob er sich schäme, eine Zeitlang sich selbst unähnlich gewesen zu seyn; als ob er nicht genug eilen könne, die ganze Welt zu belehren, daß es Agathon, nicht Dionysius, gewesen sey, der den Sicilianern eine Morgenröthe besserer Zeiten gezeigt, der ihnen Hoffnung gemacht, sich von den Mißhandlungen einer Reihe schlimmer Regenten wieder zu erholen. — Was würd' ich also seyn, wenn ich sie in solchen Umständen verlassen wollte,

wo

wo sie meiner mehr als jemals benöthiget sind? Nein! Dionysius hat Beweise genug gegeben, daß er unverbesserlich ist; daß er durch Nachsicht gegen seine Laster nur in der lächerlichen Einbildung bestärkt wird, als ob man ihnen Ehrfurcht schuldig sey. Es ist Zeit, der Komödie ein Ende zu machen, und diesem kleinen Theaterkönige den Plaz anzuweisen, wozu ihn seine persönliche Eigenschaften bestimmen.

Man sieht aus dieser Probe der geheimen Gespräche, welche Agathon mit sich selbst hielt, wie weit er noch davon entfernt war; sich von diesem enthusiastischen Schwung der Seele Meister gemacht zu haben, der bisher die Quelle seiner Fehler sowohl als seiner schönsten Thaten gewesen ist. Wir haben keinen Grund, in seine Aufrichtigkeit gegen sich selbst einigen Zweifel zu sezen. Wir können demnach als gewiß annehmen, daß er zu dem Entschluß, eine **Empörung** gegen den **Dionysius zu erregen**, durch eben so tugendhafte Gesinnungen getrieben zu werden glaubte, als diejenigen waren, welche funfzehn Jahre später einen der edelsten Sterblichen, die jemals gelebt haben, den Timoleon von Korinth, aufmunterten, die Befreyung Siciliens zn unternehmen. Allein es ist darum nicht weniger wahrscheinlich, daß eine lebhafte Empfindung des persönlichen Unrechts, welches ihm zugefüget wurde, der Unwille über die Undankbarkeit des Dionysius, und der Verdruß, sich einer verachtungswürdigen Buhlschaft aufgeopfert

opfert zu sehen, zur Entzündung dieses heroischen Feuers, welches izt in seiner Seele brannte, nicht wenig beygetragen habe. Im Grunde hatte er keine andere Pflichten gegen die Sicilianer, als welche aus seinem Vertrag mit dem Dionysius entsprangen; sie hörten vermöge eben dieses Vertrags auf, so bald dem Prinzen seine Dienste nicht mehr angenehm seyn würden. Syrakus war nicht sein Vaterland. Dionysius hatte durch die stillschweigende Anerkenntniß der Erbfolge, kraft deren er nach seines Vaters Tode den Thron bestieg, eine Art von Recht erlangt. Agathon selbst würde sich nicht in seine Dienste begeben haben, wenn er ihn nicht für einen rechtmässigen Fürsten gehalten hätte. Die nämlichen Gründe, welche ihn damals bewogen hatten, die Monarchie der Republik vorzuziehen, und aus diesem Grunde sich bisher den Absichten des Dion zu widersezen, bestunden noch in ihrer ganzen Stärke. Es war sehr ungewiß, ob eine Empörung gegen den Dionysius die Sicilianer würklich in einen glücklichern Stand sezen, oder ihnen nur einen andern, vielleicht noch schlimmern Herrn, geben würde, da sie bereits durch so viele Proben gewiesen hatten, daß sie die Freyheit nicht ertragen könnten. Ueberdieß hatte der Prinz Macht genug, seine Absezung schwer zu machen; und die verderblichen Folgen eines Bürgerkriegs waren die einzigen gewissen Folgen, welche man von einer so zweifelhaften Unternehmung voraussehen konnte. Alle die-

se

se Betrachtungen würden kein geringes Gewicht auf der Wagschale einer kalten unpartheyischen Ueberlegung gemacht, und vermuthlich den entgegenstehenden Gründen das Gleichgewicht gehalten haben. Aber Agathon war weder kalt noch unpartheyisch; er war ein Mensch, — dessen Eigenliebe an ihrem empfindlichsten Theile verlezt worden war. Der Affekt, in welchen ihn dieß sezen mußte, gab den Gegenständen eine andre Farbe. Dionysius, dessen Laster er ehmals mit freundschaftlichen Augen als Schwachheiten betrachtet hatte, stellte sich ihm izt in der häßlichen Gestalt eines Tyrannen dar. Je besser er vorhin von Philistus gedacht hatte, desto abscheulicher fand er izt den Charakter dieses Ministers, nachdem er ihn einmal falsch und niederträchtig gefunden hatte; es war nichts so schlimm und schändlich, das er einem solchen Manne nicht zutraute. Die reizenden Bilder der Glückseligkeit Siciliens unter einer wohlthätigen Staatsverwaltung erhielten durch den Unmuth, sie vor seinen Augen vernichten zu sehen, eine desto grösere Gewalt über die Einbildungskraft. Es war ihm unerträglich, Leute, — welche nur darum seine Feinde waren, weil sie Feinde alles Guten, Feinde der Tugend und der öffentlichen Wohlfahrt waren — einen solchen Sieg davon tragen zu lassen. Er hielt es für eine öffentliche Pflicht, sich ihren Unternehmungen zu widersezen; und die Stelle, welche er beynahe zwey Jahre lang in Sicilien behauptet

hatte, machte (wie er glaubte) seinen Beruf zur besondern Ausübung dieser Pflicht im gegenwärtigen Falle unzweifelhaft. Alle diese Betrachtungen hatten ausser ihrer eigenthümlichen Stärke noch sein Herz und seine Einbildungskraft auf ihrer Seite. Mußten sie also nicht nothwendig alles überwägen, was die Klugheit dagegen einwenden konnte?

Siebentes Kapitel.

Agathon verwickelt sich in einen Anschlag gegen den Tyrannen.

Sobald Agathon seinen Entschluß genommen hatte, so arbeitete er an der Ausführung desselben. Dion, (welcher sich damals zu Athen befand) hatte einen beträchtlichen Anhang in Sicilien, durch welchen er bisher alle mögliche Bewegungen gemacht hatte, seine Zurückberufung von dem Prinzen zu erhalten. Er hatte sich deshalben vorzüglich an den Agathon gewandt, so bald ihm berichtet worden war, in welchem Ansehen dieser bey Dionysen stehe. Aber Agathon dachte damals nicht so gut von dem Charakter Dions, als die Akademie zu Athen. Eine Tugend, welche mit Stolz, Unbiegsamkeit und Härte vermischt war, schien ihm, wo nicht verdächtig, doch wenig liebenswürdig. Er besorgte mit einiger

Wahrscheinlichkeit, daß die Gemüthsart dieses Prinzen ihn niemals ruhig lassen würde, und daß er (ungeachtet seiner republikanischen Grundsäze) eben so ungelehrig seyn würde, das höchste Ansehen im Staat mit jemand zu theilen, als ohne Ansehen zu leben. Er hatte also, anstatt seine Zurückberufung zu befördern, gar nichts gethan, um die äusserste Abneigung, welche Dionysius dagegen zeigte, zu bestreiten. Durch diese Aufführung hatte er sich einiges Mißvergnügen von Seiten der Freunde Dions zugezogen. Man nahm es ihm eben so übel, daß er nichts für diesen Prinzen that, als ob er gegen ihn gearbeitet hätte. Allein seitdem seine eigene Erfahrung das schlimmste, was Dionysens Feinde von dem Tyrannen denken konnten, rechtfertigte, hatte sich auch seine Gesinnung gegen den Dion gänzlich umgewandt. Dieser Prinz, welcher unstreitig grose Eigenschaften besaß, stellte sich ihm izt unter dem Bilde eines rechtschaffenen Mannes dar, in welchem der langwierige Anblick des gemeinen Elendes unter einer heillosen Regierung, und die immer vergebliche Bemühung, dem reissenden Strom der Verderbniß entgegen zu arbeiten, einen anhaltenden gerechten Unmuth erregt hat, der, ungeachtet des Scheins einer gallsüchtigen Verdrüßlichkeit, im Grunde die Frucht der edelsten Menschenliebe ist. Er beschloß also, mit ihm gemeine Sache zu machen. Er entdeckte sich den Freunden Dions. Erfreut über den Beytritt eines Mannes, der durch seine Talente und seine Gunst

beym Volke, ihrer Parthey das Uebergewicht zu geben, vermögend war, eröffneten ihm diese hinwieder die ganze Beschaffenheit der Angelegenheiten Dions, die Anzahl seiner Anhänger, und die geheimen Anstalten, welche in Erwartung irgend eines günstigen Zufalls bereits zu seiner Zurückkunft nach Sicilien gemacht worden waren. Und so wurde Agathon in kurzer Zeit aus einem Freund und ersten Minister des Dionysius das Haupt einer Verschwörung gegen ihn, an welcher alle diejenigen Antheil nahmen, die, aus edlen oder eigennüzigen Bewegursachen, mit der gegenwärtigen Verfassung unzufrieden waren. Er entwarf einen Plan, wie die ganze Sache geführt werden sollte; und dieses sezte ihn in einen geheimen Briefwechsel mit Dion, wodurch die bessere Meynung, welche sie von einander zu fassen angefangen, immer mehr befestiget wurde. Der Hof, in Lustbarkeiten und ein wollüstiges Vergessen aller Gefahren versunken, begünstigte den Fortgang der geheimen Unternehmung durch eine Sorglosigkeit, welche so wenig natürlich schien, daß die Zusammenverschwornen dadurch beunruhiget wurden. Sie verdoppelten ihre Wachsamkeit, und (was bey Unternehmungen von dieser Art am meisten zu bewundern, und dennoch sehr gewöhnlich ist) ungeachtet der grosen Anzahl derjenigen, die um das Geheimniß wußten, blieb alles so verschwiegen, daß vielleicht niemand auf einigen Argwohn verfallen wäre, wofern gewisse Umstände den von Natur mißtrauischen Philistus nicht

end=

endlich aufmerksam gemacht hätten. Auf der einen Seite fand er gar zu unwahrscheinlich, daß Agathon seinen Fall so gleichgültig ansehen sollte, als er es zu thun schien. Auf einer andern kamen ihm Nachrichten von gewissen Zurüstungen des Dion zu, welche eine sehr ernsthafte Absicht verriethen. Der Gedanke, wie wenn Agathon und Dion gemeine Sache machten? war hier zu natürlich, um sich ihm nicht darzustellen, und zu furchtbar, um ihn nicht äusserst zu beunruhigen. Von diesem Augenblick an wurde Agathon sowohl, als alle diejenigen, welche als Freunde Dions bekannt waren, von tausend unsichtbaren Augen aufs schärfste beobachtet. Endlich glückte es dem Philist, sich eines Sclaven zu bemächtigen, der mit Briefen an Agathon von Athen gekommen war. Aus diesen Briefen (welche die Ursachen enthielten, warum Dion die vorhabende Landung in Sicilien nicht so bald, als es unter ihnen verabredet war, ausführen könne) erhellete, daß Agathon und die übrigen Freunde Dions an der eigenmächtigen Wiederkunft desselben Antheil hätten. Allein von einem Anschlag gegen die Regierung und die Person des Tyrannen war, ausser einigen unbestimmten Ausdrücken, welche ein Geheimniß zu verbergen schienen, nichts darinn enthalten. Diese Entdeckung verursachte grose Bewegungen im Cabinet des Dionysius. Man war sich Ursachen genug bewußt, um das ärgste zu besorgen. Aber eben darum hielt Philistus für rathsamer, die Sache als ein Staatsgeheimniß

zu behandeln. Agathon wurde, unter dem Vorwande verschiedener Verbrechen, die er während seiner Staatsverwaltung begangen haben sollte, in Verhaft genommen, ohne daß dem Publiko etwas bestimmtes, am allerwenigsten die wahre Ursache, bekannt wurde. Man fand für besser, die Parthey des Dion (welche man sich im Schrecken gröser vorstellte, als sie wirklich war) in Verlegenheit zu sezen, als zur Verzweiflung zu treiben; und gewann, indessen daß man sich begnügte, sie aufs genaueste zu beobachten, Zeit, sich gegen einen Ueberfall in Verfassung zu sezen.

Wir sind es schon gewohnt, unsern Helden niemals gröser zu sehen, als im widrigen Glücke. Auf das ärgste gefaßt, was er von seinen Feinden erwarten konnte, sezte er sich vor, ihnen den Triumph nicht zu gewähren, den Agathon zu etwas, was seiner unwürdig wäre, erniedriget zu haben. Er weigerte sich schlechterdings, dem Philistus und Timokrates, welche zu Untersuchung seiner angeblichen Verbrechen ernannt waren, Antwort zu geben. Er verlangte, von dem Prinzen selbst gehört zu werden, und berief sich auf den Vertrag, der zwischen ihnen errichtet worden war. Aber Dionysius hatte den Muth nicht, eine geheime Unterredung mit seinem ehmaligen Günstling auszuhalten. Man versuchte es, seine Standhaftigkeit durch harte Begegnung und Drohungen zu erschüttern; ja die schönste Kleonissa würde ihre Stimme zu dem strengsten Urtheil gegeben haben, wenn die Furchtsamkeit des Tyrannen und

die Klugheit seines Ministers gestattet hätten, ihren Eingebungen zu folgen. Sie mußte sich also durch die Hoffnung zufrieden stellen lassen, ihn, so bald man sich den Dion auf eine oder die andere Art vom Halse geschafft haben würde, zu einem öffentlichen Opfer ihrer Rache = dürstenden Tugend zu machen.

Inzwischen stunden die Freunde Agathons seinetwegen in desto grössern Sorgen, da sie seinen Feinden Bosheit genug zutrauten, dem Tyrannen das ärgste gegen ihn einzugeben, und diesem Schwachheit genug, sich von ihnen verführen zu lassen. Denn das Unvermögen, ihren Lieblingen zu widerstehen, macht öfters wollüstige Fürsten wider ihre natürliche Neigung grausam. Sie wendeten also unter der Hand, und ohne einen Aufstand zu wagen, dessen Erfolg allzu unsicher gewesen wäre, alles an, was die Rettung Agathons befördern konnte. Dion gab bey dieser Gelegenheit eine Probe seiner Großmuth, indem er durch ein freundschaftliches Schreiben an Dionysen sich verbindlich machte, seine Kriegsvölker wieder abzudanken, und seine Zurückberufung als eine blose Gnade von dem guten Willen des Prinzen zu erwarten, in so fern Agathon freygesprochen würde, dessen einziges Verbrechen darinn bestehe, daß er sich für seine Zurückkunft in sein Vaterland beeifert habe. So edel dieser Schritt war, und so wohlfeil dem Dionysius dadurch die Aussöhnung mit dem Dion angetragen wurde, so würde dieß doch dem Agathon wenig geholfen haben,

wenn seine Freunde in Italien nicht geeilet hätten, dem Tyrannen einen noch dringendern Beweggrund vorzulegen. Aber um eben diese Zeit langten Gesandte von Tarent an, um im Namen des Archytas und der Republik die Freylassung seines Freundes zu bewürken. Die Gesandten hatten den Auftrag, im Nothfall zu erklären, daß die Republik sich genöthiget sehen würde, die Parthey Dions mit ihrer ganzen Macht zu unterstüzen, wofern Dionysius sich länger weigern wollte, diesem Prinzen sowohl als dem Agathon vollkommne Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Dionysius kannte den Charakter des Archytas zu gut, um an dem Ernst dieser Drohung, welche ihm nicht anders als fürchterlich seyn konnte, zu zweifeln. Er hoffte sich also am besten aus der Sache zu ziehen, wenn er, unter der Versicherung, von einer Aussöhnung mit seinem Schwager nicht abgeneigt zu seyn, in die Entlassung Agathons einwilligte. Aber dieser erklärte sich, daß er seine Entlassung weder als eine Gnade annehmen, noch der Fürbitte seiner Freunde zu danken haben wolle. Er verlangte, daß die Verbrechen, um derentwillen er in Verhaft genommen worden, angezeigt, und in Gegenwart des Dionysius, der Gesandten von Tarent und der Vornehmsten zu Syrakus, öffentlich untersucht, seine Rechtfertigung gehört, und sein Urtheil nach den Gesezen ausgesprochen werden sollte. Da er sich bewußt war, daß seine boshaftesten Widersacher, ausser seinen neuerlichen Verbindungen mit dem Dion, welche leicht zu rechtfertigen waren, nichts mit einigem Schein der Wahrheit

heit gegen ihn aufbringen könnten; so konnte er getrost auf eine so feyerliche Untersuchung dringen. Aber dazu durften es die Kleonissen, die Philiste, und der Tyrann selbst (der bey allem diesem sehr verlegen war) nicht kommen lassen; und da die Tarentiner ihnen keine Zeit lassen wollten, die Sache in die Länge zu ziehen: so sahe man sich endlich genöthiget, öffentlich zu erklären: Daß eine starke Vermuthung, als ob Agathon sich in eine Verschwörung gegen ihn habe verwikkeln lassen, die einzige Ursache seines Verhafts gewesen sey. Gleichwohl werde man keinen Augenblick anstehen, ihn wieder auf freyen Fuß zu stellen, so bald er, unter Verbürgung der Tarentiner, durch ein feyerliches Versprechen, auf keinerley Weise künftighin gegen Dionysen etwas zu unternehmen, sich von diesem Verdacht gereiniget haben werde. Die Bereitwilligkeit, womit die Gesandten von Tarent sich diesen Antrag gefallen liessen, bewies, daß es dem Archytas allein um die Befreyung Agathons zu thun war; und wir werden in der Folge den Grund entdecken, warum dieses Haupt einer in die Sache nicht unmittelbar verwickelten Republik, sich dieses Punkts mit so ausserordentlichem Eifer annahm. Allein Agathon, der seine Freyheit keinem unedeln Schritt zu danken haben wollte, konnte lange nicht überredet werden, eine Erklärung von sich zu geben, welche als eine Art von Geständniß angesehen werden konnte, daß er die Parthey, die er genommen hatte, verläugne. Doch diese, in Ansehung der Umstände, in der That allzuspizfündige Bedenklichkeit mußte endlich der gründlichern Betrach-

tung weichen: daß er durch Ausschlagung eines so billig scheinenden Vergleichs sich selbst in Gefahr sezen würde, ohne seiner Parthey einigen Vortheil dadurch zuzuwenden; indem Dionysius viel eher einwilligen würde, ihn heimlich aus dem Wege räumen zu lassen, als zuzugeben, daß er, mit so viel neuen Reizungen zur Rache, die Freyheit bekommen sollte, der Faction des Dions wieder neues Leben einzuhauchen, und sich mit diesem Prinzen zu seinem Untergang zu vereinigen. Die lebhaften Schilderungen, welche ihm die Tarentiner von dem glücklichen Leben machten, das im ruhigen Schoose ihres Vaterlandes und in der Gesellschaft seiner Freunde auf ihn warte, vollendeten endlich die Würkung, welche der gewaltsame Zustand von Unruhe, Sorgen und heftigen Leidenschaften, worinn er einige Zeit her gelebt hatte, auf ein Gemüthe, wie das seinige, machen mußte; und gaben ihm zu gleicher Zeit den ganzen Abscheu vor dem geschäfftigen Leben, welchen er nach seiner Verbannung von Athen dagegen gefaßt, und den ganzen Hang, den er zu Delphi für das Contemplative gehabt hatte, wieder. Er bequemte sich also zu einem Schritte, der ihm von den Freunden Dions für eine feigherzige Verlassung der guten Sache ausgelegt wurde; in der That aber das einzige war, was ihm, in seinen Umständen, vernünftiger Weise zu thun übrig blieb. Wie viel dunkle Stunden würde er sich selbst, und wie viele Sorgen und Mühe seinen Freunden erspart

ha-

haben, wenn er dem Rathe des weisen Aristippus ein paar Monate früher gefolget hätte!

Einer von den zuverlässigsten und seltensten Beweisen der Tugend eines Ministers ist, wenn er ärmer, oder doch wenigstens nicht reicher, in seine einsame Hütte zurückkehrt, als er gewesen war, da er auf den Schauplaz des öffentlichen Lebens versezt wurde. Die Epaminondas, die Walsingham, die Thomas More, und die Tessin sind freylich zu allen Zeiten selten. Aber wenn etwas ist, das den verstocktesten Tugendläugner, das einen Hippias selbst zwingen muß, die **Wirklichkeit der Tugend** zu gestehen, und auch wider seinen Willen ihre Göttlichkeit zu erkennen: so sind es die Beyspiele solcher Männer. Sollten die Hippiasse jemals einer andern Widerlegung gewürdiget werden? Sie mögen nach Arkero *) reisen! Und wenn sie den **einzigen Anblick unter dem Himmel**, auf welchen (nach dem Ausdruck eines weisen Alten) die **Gottheit** selbst mit **Vergnügen** herabsieht, wenn sie den **ehrwürdigen Greis** gesehen haben, der daselbst, zufrieden mit der edeln beneidenswürdigen Armuth der Fabricius und Cincinnatus, die einzige Belohnung eines langen, ruhmwürdigen, Gott, seinem Könige, und seinem Vaterland aufgeopferten Lebens in dem stillen Bewußtseyn seiner Selbst, und (so oft er seinen Telemach erblickt) in der Hoffnung, nicht ganz um-

*) Ein Guth, auf welchem der ehmalige schwedische Großkanzler und Reichsrath, Graf Tessin, die lezten Jahre seines Lebens zubrachte.

umsonst gearbeitet zu haben, findet, — und, — vergessen, vielleicht so gar verfolgt, von einer undankbaren Zeit, sich ruhig in seine Tugend und den Glauben einer bessern Unsterblichkeit einhüllt, — wenn sie ihn gesehen haben, diesen wahrhaftig grosen Mann, und wenn dieser Anblick nicht zuwege bringt, was alle Discurse der Platonen und Seneka nicht vermocht haben: — Nun, dann mögen sie glauben, was sie wollen, und thun, was sie ungestraft thun können! Sie verdienen eben so wenig Widerlegung, als ihre Besserung möglich ist. — Und du, ruhmvoller, liebenswürdiger alter Mann, empfange dieses, wiewohl allzuvergängliche Denkmal von einem, dessen Feder niemals durch feiles oder gewinnsüchtiges Lob der Grosen dieser Welt entweyht worden ist. Ich habe keine Belohnung, keinen Vortheil von dir zu hoffen. — Du wirst dieses vielleicht niemals lesen. Meine Absicht ist rein, wie deine Tugend. Empfange dieses schwache Merkmal einer aufrichtigen Hochachtung von einem, der wenig Hochachtungswürdiges unter der Sonne gesehen hat.— Diese allein, und die Dankbarkeit für die stillen Thränen der Freude, die ihm (in einem Alter, wo seine Augen zu dieser reinsten Wollust der Menschlichkeit noch nicht versieget waren,) das Lesen deiner Tugend athmenden Briefe *) aus den Augen lockte, diese Empfindungen allein haben ihn bey dieser Gelegenheit

*) Die bekannten "Briefe eines alten Mannes an einen Prinzen.

genheit dahingerissen. Er hat sich nicht entschliessen können, seinem Herzen Gewalt anzuthun, — und bittet niemand, der dieses Buch lesen wird, wegen dieser Ausschweifung um Verzeihung.

Agathon hatte über den Sorgen für die Wohlfahrt Siciliens, und über der Bemühung, andere glücklich zu machen, sich selbst so vollkommen vergessen, daß er nicht reicher aus Syrakus gegangen wäre, als er gewesen war, da er aus Athen verbannt wurde, wofern ihm nicht, bald nach seiner Erhebung zu einer Würde, welche ihm in allen griechischen Staaten kein geringes Ansehen gab, ein Theil seines väterlichen Vermögens wieder zugefallen wäre. Die Athenienser waren eben damals zu gewissen Handlungsabsichten der Freundschaft des Königs Dionysius benöthiget. Sie fanden daher für gut, ehe sie sich um die Vermittelung Agathons bewarben, ihm durch ihre Abgesandten ein Decret des Volks überreichen zu lassen, kraft dessen sein Verbannungsurtheil aufgehoben, der ganze Proceß, wodurch er ehmals seines väterlichen Erbguts beraubt worden war, vernichtet, und der unrechtmäsige Innhaber des leztern verurtheilt wurde, ihm alles wieder abzutreten. Agathon hatte zwar großmüthiger Weise nur die Hälfte davon angenommen; und diese war nicht so beträchtlich, daß sie für die Bedürfnisse eines Alcibiades oder Hippias zureichend gewesen wäre: Aber es war doch immer mehr, als ein Weiser vonnöthen hat, um frey und gemächlich

lich zu leben; und so viel war für einen Agathon genug.

Unser Held verweilte sich, nachdem er wieder in Freyheit war, nicht längere Zeit zu Syrakus, als er gebrauchte, sich von seinen Freunden zu beurlauben. Dionysius, der (wie wir wissen) den Ehrgeiz hatte, alles mit guter Art thun zu wollen, verlangte, daß er in Gegenwart seines ganzen Hofes Abschied von ihm nehmen sollte. Er überhäufte ihn, bey dieser Gelegenheit, mit Lobsprüchen und Liebkosungen, und glaubte, einen sehr feinen Staatsmann zu machen, indem er sich stellte, als ob er ungern in seine Entlassung einwillige, und als ob sie als die besten Freunde von einander schieden. Agathon hatte die Gefälligkeit, diesen lezten Auftritt der Komödie mitspielen zu helfen. Und so entfernte er sich, in Gesellschaft der Gesandten von Tarent, von jedermann beurtheilt, von vielen getadelt, und von den wenigsten, selbst unter denen, welche günstig von ihm dachten, gekannt, aber von allen Rechtschaffenen vermißt und oft zurückgeseufzt, aus einer Stadt und aus einem Lande, worinn er das Vergnügen hatte, viele Denkmäler seiner ruhmwürdigen Administration zu hinterlassen; und aus welchem er nichts mit sich hinausnahm, als eine Reihe von Erfahrungen, die ihn in dem Entschluß bestärkten — keine andre von dieser Art mehr zu machen.

Ende des dritten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wieland, Christoph Martin, 1733-1813

Agathon

Bd.: 3

Carlsruhe (1785)

P.o.germ. 1208-208,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117920-7
VD18 11349964-002